

Kfz

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Nur die Töten. Von Ludwig Hartelt	1
Städtischer Wobem. Von Karl Deutsch	6
Jubeljahr. Von Alfred Krejzler von Berger	13
Kriminalliteratur. Von Siegfried Sighele	15
Schülerelbstmord. Von Edward Goldsch	27
Die Hochherzschaffliche. Von Gerry Braekvogel	30
Berliner Börse. Von Labou	37

Nachdruck verboten.

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

Wilhelmstraße 3a.

1908.

Die Hypotheken-Abteilung des
Bankhauses Carl Neuburger,

Kommanditgesellschaft v. a. Aktien

Kapital: 5 Millionen Mark.

Berlin W. 8, Französische-Strasse No. 14,

hat eine grosse Anzahl vorzüglicher Objekte in Berlin und Vororten zur hypothekarischen Beleihung zu zeitgemässen Zinssätzen nachzuweisen, und zwar für den Geldgeber völlig kostenfrei

9-1 Uhr.

SCHWARZBUCK Beste Pension * * * *
Größtstädtischer Komfort

Tennis, Schwimmbad * **Weisser Hirsch**
Bürgerliche Preise * *

Hamburg. **HOTEL ESPLANADE**

Am Dammtor-Bahnhof.

Zimmer mit Bädern.

Neu eröffnet.

Carlton Ritz Restaurant.

Neues Schauspielhaus

Nollendorplatz

Grand Hotel Excelsior

Anhalter Bahnhof

Erstklassige Wein- u. Bierrestaurants

Hamburg.

HAMBURGER HOF

Weltbekanntes Haus. Herrliche Lage a. d. Alster

Zimmer mit Bad, W. C. u. laufend. Wasser.

Gänzlich renoviert

Feine Französische Küche

Neue Direktion.

**Aus dem Nachlass
eines katholischen Priesters**

Gedichte von Stefan Rónay

2. Auflage Geb. 3 Mark

Was wird das
Consistorium dazu sagen?
(Heimgarten)

Cherchez la femme!
(Oesterr. Literaturblatt)

Verlag von Alfred Janssen in Hamburg.

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Vierundsechzigster Band.



Berlin.

Verlag der Zukunft.

1908.



Inhalt.

Abd ul Hamid	289	Energetiker f. Weltanschauung.	
Alla turca	195	Eulenburg f. Prozeß.	
Allgemeines öffentliches Wahlrecht.	97	Ex libris	115
Asienhygiene	301	Ferien, für die	1
Ausstellung, frankfurter f. Heimarbeit.		Finanzreform	220
Balgac	53, 100	Fontainebleau	334
Bankenhalbjahr	72	Französisches Nationalfest f. Reichsgrenze.	
Bannerchwinger, die	141	Frühling in Wien	252
Berlin f. Schönheit, die, der großen Stadt.		Galeere, die	378
Berliner Börse	37	Gelegenheit, die verpaßte	256
Befessenheit	173	Handel f. Internationaler.	
Bismarck-Erinnerungen	179	Heimarbeit	201
Bismarcks Todestag	139	Hille, Peter	298
Börse f. Berliner.		Hochherrschastliche, die	30
Briefe, vier	76	Internationaler Handel	330
Briefe, vier	266	Jubeljahr	13
Buch, das, der Liebe	480	Juristen f. Normalarbeitstag.	
Buffy-Rabutin	142	Kaiser Franz Joseph f. Jubeljahr.	
Capriccio misterioso	361	Karielle f. Gelegenheit, die verpaßte.	
Chaos der Kindheit	250	Kinderverzierung f. Mütter.	
Defraudanten	383	Kindheit f. Chaos.	
Deutsche Literatur in Amerika	345	Kriegsstimmung im Berliner Börsenjahr	40
Dividende, die, der Reichsbank	490	Kriminalliteratur	15
Dohna-Schlobitten, Fürst f. Prozeß Eulenburg.		Krisis	309
Doktorexamen des Prinzen August Wilhelm f. Briefe 270.		Kruppstandale f. Prozeß Eulenburg.	
Donnersmard f. Stinnes.		Kunst f. Säbeder.	
Eisenbahnpolitik	156	Lärm f. Verein.	
Emanzipisten, die	41		

Bärm f. Verein.	Schlafkrankheit f. Briefe 81.
Biszt f. Briefe 271.	Schönheit, die, der großen Stadt . . . 413
Literatur in Amerika f. Deutsche.	Schuppenfleht 429
Bücker Kunst 92	Schreibstift, der 12
Bußtrafbilanz 387	Schülerelbstmord 27
Barocko f. Krisis f. a. Austral-	Schulverdroffenheit f. Ferien.
bilanz f. a. Briefe 269.	Selbstanzeigen 63, 111, 217, 375,
Beigito f. Briefe 77.	450.
Borgengang, des Unmoralischen . . . 476	Sfanin 443
Borten Fynbo 47	Städtischer Boden 6
Bränkener Geschäfte 451	Stahlwerke f. Gelegenheit, die
Brust im Volkshaushalt 431	verpaßte.
Bütter, die 83	Stinnes und Donnerdmark 417
Rationalitäten, die, in Ungarn . . . 352	Sydow f. Reichsfinanzreform.
Naturheilverfahren f. Asiaten-	Tauschprozeß f. Prozeß Eulen-
hygiene.	burg.
Niegsche f. Briefe 76, 226.	Türkei f. Orientalia.
Normalarbeitstag der Juristen,	f. a. Krisis.
der 113	Türkische Verfassung f. Allaturca.
Orientalia 273	Ungarn f. Rationalitäten.
Paußen 404	Weichen 297
Pierjon f. Prozeß Eulenburg.	Verachtung, die, der Masse 467
Politizirung, die, der Frau 455	Verein, der, gegen Bärm 437
Prozeß Eulenburg 125	Vergessene Augen 176
" " II. 159	Verse 140
" " III. 223	Versicherungsgesellschaften f.
Prudhomme, Sully 471	Reichsversicherungsmopol.
Rasfelnikow 116	Wagner, Richard und Minna . . . 362
Rathenau, Dr. Emil f. Zeppelin.	Wagner und Bist f. Briefe 271.
Reichsbank f. Dividende.	Wahlrecht f. Allgemeines.
Reichsfinanzreform 421	Wehrmachtbegrenzung f. Krisis.
Reichsgrenze, an der 397	Weltanschauung, die, der Energetiker 322
Reichsversicherungsmopol 306	Wien f. Frühling.
Reklame f. Brief 80.	Widerhaltung in Afrika f.
Roheisenverbände f. Stinnes.	Briefe 81.
Roosevelt, Brief an f. Briefe 77.	Zanga 212
Schaulpielexin, die 150	Zeppelin 237



Berlin, den 4. Juli 1908.

für die Ferien.

Mit sehr gemischten Gefühlen las ich die Schrift „Mehr Freude an der Schule!“ von Gerhard Budde, Professor am Lyzeum in Hannover. In dieser Schrift wird nämlich, um es gleich klar zu sagen, nachgewiesen, daß viele Beschwerden, wie ich (und nicht etwa ich allein) sie schon früher gegen die höheren deutschen Schulen erhoben hatten, berechtigt sind. Das ist natürlich eine Freude für mich. Denn wen freut es nicht, wenn er seine Ueberzeugungen von Anderen bestätigt findet? Was mich aber ärgern muß, ist die Thatsache, daß man mich Jahre lang eben wegen dieser richtigen Beobachtungen und wahren Bekenntnisse gequält und verfolgt hat, bis ich darüber krank und müde wurde und aus dem Dienst gehen mußte. Ferner verdrießt mich, daß mir von dem Verfasser, der im Wesentlichen mit matterer Stimme das Selbe vorträgt, was ich laut sagte, nur flau und zögernd zugestanden wird, ich sei im Recht gewesen.

Ich hatte behauptet, daß im Publikum und bei den Schülern eine große Schulverdroffenheit herrsche. Deshalb wurden mir von Oberlehrern beleidigende Briefe ins Haus geschickt, wurde ich wie ein Verräther an der Schule behandelt, denn nun glaube man allgemein, weil es ein Fachmann zugebe, daß in dem Gerede der Schulnörgler ein Kern von Wahrheit sei, und die Schule verdiene diesen Tadel nicht; deshalb mußte ich mich dienstlich in einer ganz empörenden Weise von Berufenen und Unberufenen überwachen lassen, die den Nachweis führen wollten, daß nur ich selbst schuld sei an eigener und fremder Unzufriedenheit; deshalb mußte ich mich von Männern wie Friedrich Paulsen als einen Phantasten höhnen lassen, dem das Augenmaß für die Realitäten verloren gegangen sei. Jetzt aber bekennt auch ein „Machvollet“: „Ja, es herrscht an vielen Stellen Schulverdroffenheit; Das ist eine nicht abzuleugnende Thatsache und um so bedauerlicher, weil (wie auch ich stets offen bekannt habe) die jetzige Schulverwaltung (ich sagte: ‚Das Ministerium‘) sich die erdenklichste Mühe

gibt, diese Verdrossenheit zu heben.“ Und dieses Zugeständniß heute noch, selbst nach den mannichfachen anerkanntwerthen Reformen gerade der letzten Jahre am inneren Schulbetrieb und am gesammten Schulgeist. Um wie viel berechtigter noch war es vor fünf Jahren!

Die Schuld an dem betrübenden Zustand der Schulverdrossenheit wird von Budde fälschlich bei den Eltern gesucht, die sich von Unberufenen ein falsches Bild von den höheren Schulen aufdrängen ließen. Das ist deshalb falsch, weil sich die Eltern ihr Urtheil selbst bilden. Sie waren ja auch auf den Schulen und erleben sie noch täglich an und mit ihren Kindern. Um zu erfahren, wie es auf den Schulen zugeht, die ihre Kinder besuchen, brauchen sie sich wahrhaftig nicht erst pädagogische Reformschriften zu kaufen. Wir haben Hunderte von Vätern und Müttern aus allen Theilen Deutschlands geschrieben: „Ja, so ist es! Sie haben die Schulen genau gezeichnet. Da ist nichts Übertrieben, nichts verschwiegen. So erleben wir es immer und immer wieder an unseren armen Kindern.“ Und Das sind nicht etwa die bekannten Portiers und Tischler mit dem falschen Bildungsheiz: Das sind hochstehende Beamte, Gelehrte und Künstler, die mir so schreiben, sind Offiziere, Lehrer, Volksschul- und Gymnasiallehrer, sind sogar vereinzelt Gymnasialdirektoren und Universitätsprofessoren cis und trans von den deutsch-österreichischen Grenzspählen. Unter vier Augen giebt mir auch wohl ein Ministerialbeamter aus dem „Kultus“ Recht, schreibt aber die Schuld an dem Uebel auf das Konto (nicht der Eltern, sondern) der Lehrer, die auch unser reuester Gewährsmann erwähnt (wie ich gethan hatte), „etwas fortschrittlicher gefinnt zu werden und sich leichter von veralteten Erziehung- und Unterrichtsmethoden frei zu machen“.

Eine Unterbrechung! Der Briefträger mit einem Eingeschriebenen Brief. Auch die Anfrage eines Schriftstellers, der meinen Rath hören möchte; warum gerade meinen? Ich kenne den Mann nicht. Nun, er schreibt den Grund selbst: „Ich wende mich mit diesem Anliegen gerade an Sie, weil Ihre ganze seitherige literarische Thätigkeit mir ein unbegrenztes Vertrauen zu Ihnen eingeflößt hat.“ Das dürfte ich wohl nicht bekannt machen? Unbescheidenheit, Eitelkeit, Mangel an Selbstkritik, wie ihn mir Paulsen ja schon öffentlich bescheinigt hat. Es's drum: ein Zeugniß für viele!

Budde möchte nicht mit den pädagogischen Fanatikern und Unberufenen verwechselt werden, die mit ihren Uebertreibungen Schaden stiften, freilich auch nicht mit den Vertretern einer unbelebten Schulorthodoxie mit ihren erstarrten Doktrinen. Medio tutissimus ibis. Ob ich im Stillen von ihm zu den Fanatikern und Unberufenen gezählt werde, ist nicht ersichtlich. Wohl aber gehört zu ihnen der jüngst verstorbene Professor A. Bäumigam in Bremen, dessen Tod seine Freunde mit Worten tiefempfundener Trauer beklagen. Er muß nach Allem, was ich von ihm und über ihn gelesen habe, eine prächtige,

hingebend treue Lehrpersönlichkeit gewesen sein, ein Mann aus einem Guß, ein Lehrer, der mit unerschrockenem Wahrheitsmuth das Gemüth eines Kindes verband. Er hat einen Aussag hinterlassen, „Die Regierungform in den höheren Lehranstalten“, und darin durch folgende Sätze Buddes Zorn erregt:

„Die moderne deutsche Schule, insbesondere die höhere Schule hat in Wahrheit heutzutage in einzelnen ihrer Lebensregungen eine große Kechnlichkeit mit dem Zuchthaus.“ (In einzelnen ihrer Lebensregungen? Einige Kechnlichkeit? Ich finde den Ausdruck gemäßig. Ein Anderer, ein moderner Dichter, hatte sich, wie ich mich erinnere, schärfer, etwa so geäußert:

„Ein Zuchthaus ist die Schule,
Kein Haus gesunder Zucht:
Kein Wunder, wenn der Jüngling
Das Schinderhaus verflucht.“)

„Die der Schule fern Stehenden, die am Lautesten aufschreien werden über diesen Ausspruch, möchten sich doch einmal ein Jahr oder noch etwas länger in diese Schule als Lehrer verbinden. Wenn sie freie, überzeugungstreue Männer, auf Selbstständigkeit des Denkens, des Willens haltende Individuen waren und dann noch nicht einsehen gelernt haben, daß diese moderne höhere Schule für den Lehrer alle Freiheit unterbindet, daß er auftritt und Schritt kontrollirt, inspiziert, durch tausendertelei Vorschriften eingeengt wird, dann müssen sie in sehr glückliche Ausnahmen gerathen sein. Sie werden finden, daß der Direktor der Anstalt, der sie zuertheilt wurden, mit einer Machtfülle ausgerüstet ist, wie sie der absolute Herrscher eines Staates besitzt. Der Lehrer hat zu gehorchen, zu gehorchen, zu gehorchen: Das sind seine drei ersten Pflichten.“

Diese und andere Worte Bräutigams werden von Budde zum Beweis dafür angeführt, bis zu welchen Versteiegenheiten pädagogische Fanatiker sich verirren können. „Wo in aller Welt“, ruft er entsetzt aus, „hat Bräutigam eine solche Schule und einen solchen Direktor kennen gelehrt? Ich glaube, eine entsprechende Umfrage würde ergeben, daß sie innerhalb der deutschen Grenzpfähle jedenfalls nicht aufzufinden sei.“ Den Herrn Professor Budde hat offenbar ein günstiges Schicksal an eine der Schulen getragen, wo ein humaner Direktor ihn als gleichberechtigte Persönlichkeit achtet; er hat aber nicht gelesen, was, zum Beispiel, Dr. Ernst Wachler, ein unantastbarer Zeuge, unter Berufung auf hundert Mitschüler in den „Blättern für deutsche Erziehung“ (1907) über das „System Stötel“ geschrieben hat. Da hätte er die gesuchten Schulen gefunden. Auch ich könnte ihm mit eigenen Erfahrungen dienen. Ich habe von Natur eine reiche Portion Lebensfreudigkeit und Lebensmuth mitbekommen, habe Liebe zur Jugend und ein Bedürfnis, mich mitzuheilen, hatte auch die Zuneigung meiner Schüler, wofür ich bis heute stets neue Beweise erhalte, hatte Einsicht und Erfahrung genug und in Jahrzehnte langem Dienste auch bewiesen, daß ich mich dem nothwendigen Zwang eines gesunden Organismus willig einfüge; denn ohne Unterordnung des Einzelnen unter die Idee des Ganzen ist

keine menschliche Gesellschaft zu irgend ersprießlicher Arbeit fähig. Was ich aber im Schuldienst als Schüler und fast mehr noch als Lehrer an Ueberwachungsgeifer, an Druck und Zwang, an Demüthigungen und Verfolgungen zu erleiden hatte, Das hätte mich schließlich vielleicht noch zu einem Akt der Verzweiflung getrieben. Hätte ich nicht Rückhalt in meiner eigenen Natur und in meiner Familie gefunden, hätte die Noth mich gezwungen, in unwürdiger Stellung auszuhalten, so wären körperlicher und seelischer Zusammenbruch, Wahnsinn oder Selbstmord das Ende gewesen. Und was hatte ich verbrochen? Was lag gegen mich vor? Weshalb mußte ich mich, als Gelehrter von einigem Ruf, als bekannter pädagogischer Schriftsteller, als Gymnasialprofessor und fast schon an der Schwelle des Greisenalters stehend, wie den Jüdling einer Besserungsanstalt quälen lassen? Weil ich mir erlaubt hatte, die Dinge so darzustellen, wie sie sind (man weise mir nach, daß ich damit die Unwahrheit behaupte!); weil ich, wie es im französischen Sprichwort heißt, eine Kage eine Kage, einen Lumpen einen Lumpen genannt hatte.

Jetzt also lese ich, daß mein Kampf gegen ein überhitztes Pflichtgefühl (ich nannte es „Pflichtbananenfium“), diese Uebertreibung eines an sich richtigen Prinzips, berechtigt war, daß die starre Auffassung der Schulpflicht „wie ein Stück Mittelalter für unsere Zeit nicht mehr passe“; jetzt lese ich, daß keine „übermäßig starke Uebertreibung“ darin liege, wenn ich sagte: „Die lateinischen Extremopien lasten auf den Gymnasiasten und ihren Familien wie ein Alb“; jetzt lese ich, „daß Gurliitt nicht so Unrecht hatte, wenn er als Wurzel alles Uebels die geistige Ueberfütterung unserer Jugend bezeichnete“, und daß sich „hier und da die Schule der Ueberbürdung thatsächlich schuldig macht“; jetzt lese ich, daß man „meine Anklage nicht entschieden zurückweisen könne“, wenn ich schrieb: „Eine Abiturientenprüfung macht noch immer den Eindruck eines hochnothpeinlichen Halsgerichtes, wobei das Wissen der bleichen, überangestregten Jünglinge, die in schwarzem Rock und weißer Binde vor Gericht sitzen, ins Verhör genommen wird und der düstere Ernst selbst den Unbefangenen einschüchtern muß.“ Jetzt höre ich von einem Gymnasialprofessor, daß meine Klagen zum größeren Theil berechtigt waren. Und dieser Mann ist wirklich ernst, ruhig, sachlich und erfahren; auch belegt er seine Urtheile stets mit den Zeugnissen von Männern, deren Name anerkanntes Gewicht hat.

Es ist mir eine tiefe Befriedigung, daß ich diese Entwicklung mit erleben darf. Ich hatte nicht zu hoffen gewagt, daß meine pädagogischen Kezereien schon nach wenigen Jahren die Zustimmung „ruhiger Schulmänner“ finden würden. Nur frage ich mich immer wieder mit Verwunderung: „Weshalb diese bittere Anfeindung von meinen Berufsgegnern, wenn die Wahrheiten, die ich mittheilte, wirklich so nah am Wege lagen und so leicht zu greifen waren?“

Ich empfehle Buddes Schrift allen für die Erziehung Interessirten. Nicht

etra, weil ich darin ziemlich gut wegkomme. Budde drückt sich vorsichtig aus: „Gurlitt, dem man ohne Frage manche richtige Beobachtung nicht abstreiten kann, sagt: Auf ein Lob in unseren Schulen kommen fünfzig Tadel und die Mehrzahl der Schüler bringt es in ihren Leistungen beim besten Willen kaum je über ein Genügend hinaus. Auch dieses Kargen mit der Anerkennung wirkt entmuthigend, erstickt alle Freudigkeit an der Arbeit und verleidet unseren Jungen den Aufenthalt in der Schule.“ Daß Gurlitt in diesem Punkt nicht sehr übertriebt, wird uns auch durch entsprechende Urtheile aus Büchern und Aufsätzen von Männern wie Rathias und Münch bestätigt.“ Also amtliche Beglaubigung. Da darf man ja wagen. Im Uebrigen aber tritt die Absicht deutlich hervor, von dem bösen Gurlitt abzurücken. Also in diesem Punkt habe ich „nicht sehr übertrieben“? Nein, mein Verehrtester, ich habe mit keinem Wort übertrieben, habe die schlichte Wahrheit vorgetragen. Das könnte ich noch aus allerjüngsten Erlebnissen urkundlich belegen. Das wissen unsere Eltern in Deutschland von Haus zu Haus. Das weiß auch Professor Budde; weiß freilich auch, daß man mir nicht ohne Gefahr auch nur den Schein des Rechtes und der Wahrheit zuerkennt, weil ich nun doch einmal für amtlich geachtet gelte. Ohne Grund freilich. Die Behörde würde nicht zugeben, daß sie gegen mich feindlich gesinnt sei. Aber immerhin . . . Man kann nicht wissen. Nun: mir ist genug, daß ich in der Sache Recht behalte und daß zumal die junge Lehrerschaft und die Studenten schon vielfach auf die von mir zuerst unter allen Lehrern mit aller Entschiedenheit geforderte Erziehungsreform eingeschworen sind. Erst in diesen Tagen noch schrieb mir ein Student: „Wir (Reformstudenten) werden mit Ihnen gehen, und ginge es durchs Feuer. Da wollen wir hart bleiben wie die Diamanten. Ich selbst habe alle Brücken hinter mir abgebrochen. Nun giebt's nur noch ein Vorwärts.“ Das Oberlehrer-Interdikt lastet also nicht zu schwer auf mir. Wird ihnen nicht helfen. Ich setze mich dennoch durch.

Steglich.

Professor Dr. Ludwig Gurlitt.



Jeder Knabe soll und will ein Mann werden. Ihm dazu behilflich zu sein, ist nicht nur erlaubt, sondern ist Pflicht des Erziehers. Damit greift er der Natur nicht vor, sondern leistet ihr nur nützlichen Dienst . . . Wer dem Deutschen, ohne ihn vorlaut, dreißt, frech zu machen, sein Selbstbewußtsein belebt, thut etwas Nützliches, Nothwendiges . . . Mit den bekannten Redensarten von den Weisern des Umstarzes, mit Einschüchterungsversuchen und Drohungen komme man uns nicht; was wir stürzen wollen, ist schon längst morsch und faul und muß fallen, damit ein neues Leben möglich werde.

(Gurlitt: „Erziehung zur Mannhaftigkeit.“)



Städtischer Boden.

Adam Smith lehrt: Der Versuch, das wirtschaftliche Leben eines ganzen Volkes von einer Centralstelle aus zu regeln, geht über das Vermögen menschlicher Einsicht. Die Regierungen, die es versuchen, machen nur Dummheiten. Kant soll diese Aufgabe Gott überlassen, der sie von Anfang an gelöst hat, da er die Welt so einrichtete, daß fürs allgemeine Wohl dann am Besten gesorgt ist, wenn Jeder aus allen Kräften für sein eigenes Wohl sorgt, woraus die Forderung entspringt, daß jedem Einzelnen möglichst unbeschränkte Bewegungsfreiheit eingeräumt werde. Smith hat Recht; und es ist nützlich, den allzu pflichteifrigen Regierungen wie den menschenfreundlichen Weltverbesserern gegenüber von Zeit zu Zeit daran zu erinnern. Doch giebt es bekanntlich keine absolute Wahrheit auf dieser relativistisch angelegten Erde; auch die Wahrheit, die Smith predigt, gilt nur unter zwei Voraussetzungen. Die erste ist, daß man das Gemeinwohl sehr, sehr weit faßt: als das Wohl der ganzen Kulturwelt im Durchschnitt eines langen Zeitalters. Denn daß der Stärkere, Klügere, Rücksichtslosere, indem er den eigenen Vortheil sucht, seinen für den Kampf ums Dasein weniger gut ausgerüsteten Nebenmenschen schädigt, sehen wir ja alle Tage. Das allgemeine Wohl bedeutet also in diesem Zusammenhang keineswegs das Wohl aller Einzelnen, sondern nur das Wohl einer großen Anzahl, das zulezt den durchschnittlichen Wohlstand und Komfort in einem solchen Grade heben kann, daß davon auch für die untersten Schichten Etwas abfällt. Die glänzende industrielle und kommerzielle Blüthe Englands ist mit unsäglichen Qualen von Millionen Fabrik- und Grubenarbeitern, darunter von Kindern bis zu fünf Jahren hinab, erkauft worden. Hätte die damalige Regierung für das Wohl der Schwachen so eifrig gesorgt, wie sie zu Smiths Verdruß für das Wohl der Starken sorgte, so hätte sie das Elend lindern können, ohne den Fortschritt aufzuhalten. Dieser Fortschritt hat nicht nur England, seit fünfzig Jahren auch seine Lohnarbeiter, sondern die ganze Menschheit vorwärts gebracht, denn er hat die moderne Technik erzeugt, deren wichtigste Wirkung darin besteht, daß sie einer viel größeren Anzahl von Menschen das Leben ermöglicht, als ohne sie leben könnten. Aber erst die Zukunft wird lehren, ob nicht das englische Volk den Dienst, den es, seinen Nutzen erstrebend, der ganzen Menschheit erwiesen hat, mit dem Opfer seiner Existenz büßen muß, da Industrialisirung die Individuen physisch schwächt, England aber fast sein ganzes Volk industrialisirt hat. Die zweite Voraussetzung besteht darin, daß, wie ja Smith auch forderte, dem Einzelnen die Freiheit gewährt werde, seinen Vortheil zu suchen, was nur dann möglich ist, wenn den Schwachen gestattet wird, sich gegen die Starken zu vereinen. Smith hat selbst recht drastisch dargestellt, wie die Fabrikanten in einer ständigen Verschwörung gegen

Die Arbeiter und gegen das Publikum lebten, wie sie darin durch kein Gesetz, durch keine Behörde gestört würden und wie darum die Arbeiter, denen Koalitionen verboten waren, bei jeder Lohnstreitigkeit den Kürzeren zögen. Soll die Fesselung der Arbeiter beseitigt werden, so muß die Gesetzgebung einschreiten. Dieser fällt also allermindestens die Aufgabe zu, für das freie Ringen der Individuen die Kampffelder abzustechen, Regeln aufzustellen, die das Spiel fair machen, und bei Verletzung dieser Regeln müssen die Behörden einschreiten, wenn die Gesetze wirksam werden sollen. Benachtheiligungen der Schwächeren durch die Stärkeren im Konkurrenzkampf, die auf Fesselung der Schwächeren beruhen, kommen aber nicht nur bei der Abschließung des Lohnvertrages, sondern auch in unzähligen anderen Beziehungen unseres verwickelten Gesellschaftsgewebes und Betriebes vor. Deshalb hat sich auch die englische Regierung, obwohl sie im Prinzip der Lehre Smiths treu bleibt (zu der sie sich übrigens gerade auf dem vom Smith hauptsächlich gepflegten Gebiet, auf dem der Zollpolitik, erst 1846 befehrt hat, nachdem England sein Industrie- und Handelsmonopol schon errungen hatte), mit einer stetig wachsenden Menge sozialer und Verwaltungsaufgaben belasten müssen. Jedes solches Eingreifen der Regierung mag sich im Enderfolg zweckwidrig und schädlich erweisen, aber in dem Augenblick, wo die Noth eines unerträglich gewordenen Uebels drängt, hilft kein Zittern vorm Frost oder vorm Feuer: da muß zugegriffen werden.

Eine Gruppe solcher Uebel, die seit Jahrzehnten ein Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen und legislatorischer Experimente ist, entspringt aus dem Zuge zur Stadt, zur Großstadt, der mächtig geworden war, sobald die Fortschritte der Technik ihn ermöglicht hatten. Um nur Eins zu erwähnen: wie würden ohne strenge und wohlorganisirte Reinlichkeitspolizei Seuchen unsere Großstadtbevölkerung dezimiren! Als Grundübel aber, dem die vielen einzelnen Uebel entspringen, wird ziemlich allgemein die Vertheuerung des städtischen Bodens angesehen. Nun hat Dr. Karl von Mangoldt ein Werk herausgegeben (*Die städtische Bodenfrage*, Göttingen, Vandenhoeck & Ruprecht, 1907), das man eine Encyclopädie der den Gegenstand betreffenden Forschungsergebnisse nennen kann, das aber nicht etwa nur eine sehr fleißige Kompilation ist. Denn der Verfasser hat selbständig geforscht, unabhängig von Anderen Material gesammelt und den wirtschaftlichen Stoff mit originaler Auffassung und eigenem Urtheil von einem Centralgedanken aus systematisch gestaltet. Der Centralgedanke ist: daß die vielbeklagten Uebel aus der bis jetzt üblichen Methode der Stadterweiterung entspringen, daß diese nicht länger dem Zufall und dem Privatunternehmerthum überlassen werden darf, sondern als Aufgabe des öffentlichen Rechtes behandelt werden muß. Von diesem Leitgedanken aus gliedert sich ihm der Stoff in vier Abschnitte. Im ersten wird gezeigt, wie der städtische Bodenwerth und die städtische Grundrente entstehen, im zweiten wird die

herrschende Methode der Stadterweiterung beschrieben, im dritten bewiesen, daß diese Methode oder dieses System die bekannten Mißstände verschuldet, im vierten der Reformplan entwickelt. Das Ziel der Reform ist natürlich die Gartenstadt (die Gartenstadtbewegung, die das Ziel auf dem Wege der Selbsthilfe erreichen will, begrüßt er zwar als wichtige Förderung der Reform, erwartet aber von ihr allein keinen durchschlagenden Erfolg); Jedermann soll im Grünen wohnen, soll seine Villa oder wenigstens seine Cottage haben, soll in seinem Garten sein Gemüse bauen können. Wer möchte Das nicht wünschen? Natürlich wird uns das Ideal nicht in Gestalt einer Phantasie à la William Morris vorgeführt; wie bei der Darstellung der Geschichte der Stadterweiterung alle in Betracht kommenden technischen, finanziellen, juristischen und Verwaltungsfragen gründlich erörtert worden sind, so geschieht es auch bei der Darlegung des Reformplanes; und dessen einzelne Forderungen knüpfen sich an schon vorhandene Vorgänge und Verhältnisse, die als Anfänge der Reform gedeutet werden können und ihr die Richtung weisen. Sehr sorgsam werden die Prozesse der Centralisirung und Decentralisirung untersucht. Auch der zweite ist ja schon im Gange und es wird gezeigt, daß Centralisirung der Industrie nicht die Anhäufung der Bevölkerung in der Großstadt zu bewirken braucht, ferner, daß für den Kulturfortschritt Riesenstädte nicht unbedingt nothwendig sind. (Der Schwede Gustav J. Steffen, der von der Häßlichkeit der englischen Industriestädte das abschreckendste Bild entwirft, sagt ganz richtig, eine Stadt von hunderttausend Einwohnern vermöge alle berechtigten Kulturbedürfnisse zu befriedigen). Mangoldt beschränkt sich nicht auf den Gegensatz von Stadt und Land, sondern erörtert auch den zwischen dem dünn besiedelten Nordosten und dem dicht besiedelten Südwesten und die Ausichten auf industrielle innere Kolonisation der industriearmen Landschaften.

Diese Untersuchungen behalten ihren theoretischen und praktischen Werth auch dann, wenn man Mangoldts Grundgedanken ablehnt. Daß sich gegen diesen eine starke Opposition erheben wird, verhehlt er sich nicht. Die Gemeinden und die (zum größten Theil erst zu schaffenden) Gemeindeverbände, denen er das Amt von Trägern der Stadterweiterungsthätigkeit zuweist, werden die ungeheure Verantwortung scheuen, nicht zu reden von dem Interesse der im Stadtreichthum mächtigen Hausbesitzer, dem durch eine demokratische Reform des Kommunalwahlrechtes entgegengearbeitet werden soll. Den zur Stadterweiterung erforderlichen Boden können die Kommunalbehörden wohlfeiler als heute nur mit Hilfe eines weitgehenden Enteignungsrechtes bekommen; und gegen dieses nun wie gegen seine Rechtfertigung bei Mangoldt erheben sich schwere Bedenken. Die Wenigen, meint er, die zu enteignen wären, müßten den bleibenden Vielen weichen; das Recht der Ungeborenen müsse gewahrt werden. Als ich Kaplan war, kam eines Tages zum Pfarrer eine Frau und

meldete ihm freudestrahlenden Anlitzes: „Denken Sie, Herr Propst, was meine Marie für ein Glück gehabt hat! Sie hat von ihrem Herrn ein Kind gekriegt und er hat ihr hundert Thaler geschenkt! Da will ich nur gleich auch die Anna nach Berlin schicken.“ Ich stehe dem Recht solcher Ungeborenen sehr skeptisch gegenüber. Nun gehören ja natürlich nur die wenigsten der Personen, die nach Berlin ziehen, in diese Kategorie. Mich, zum Beispiel, wird Mancher für einen Narren halten, weil ich in einer kleinen Mittelstadt hocken geblieben bin, wo ich viele Arbeiten, die ich in der Großstadt machen könnte, gar nicht unternehmen, andere nur unter Hindernissen und unvollkommen leisten kann. Aber zwischen den Töchtern jenes dummen Weibes und den Männern, denen ihr Beruf die Großstadt als Wohnort anweist oder die nur in der Großstadt Aussicht haben, Arbeit zu finden, liegen sehr viele Kategorien, von denen vielleicht die Hälfte keinen stichhaltigen Grund hat. Der Bauernknecht, der nicht mehr Dünger laden will, nachdem er „des Königs Rod“ getragen hat, der Bauernsohn, den die Uniform eines Straßenbahnschaffners vornehmer dünkt als die Jacke, die er daheim beim Pflügen trägt, die Magd, die dem Schatz in die Stadt nachzieht oder die wie Leporello nicht länger Diener sein will und darum eine Stelle in der Fabrik, im Laden oder in der Kneipe sucht: sie Alle verdienen nicht, daß sich ihrewegen die Stadtväter eine ungeheure Verantwortung aufladen. Aber Industrie und Gewerbe; aber die Unmöglichkeit, unserer Bevölkerungüberschuß in der Landwirtschaft und sonstigen Urproduktion unterzubringen! Wichtig ist, daß wir einer blühenden Industrie bedürfen, um unsere wachsende Bevölkerung zu versorgen, und daß damit die Nothwendigkeit eines gewissen Grades städtischer Konzentration gegeben ist. Aber vorläufig brauchen unsere Landwirthe noch einige hunderttausend russisch-polnische und galizische Arbeiter und unsere Bauern und Bauerfrauen müssen sich halb tot rackern, weil sie keine Diensthoten bekommen. Die Abwanderung vom Lande wird also nicht durch Arbeitsmangel erzwungen und dieser ungesunde und unberechtigte Zug nach der Stadt, nach der Großstadt darf nicht dadurch noch verstärkt werden, daß man allen Anziehenden ein bishöghches Nest bereitet. Und was die Industrie betrifft: in einem Romane (von Jobeltz, wenn ich mich recht erinnere) tritt ein Amerikaner auf, der als Schuhwichsefabrikant Bankerott gemacht, seine Schuhwichse in Blutreinigerpillen umgearbeitet hat und mit denen binnen kürzester Frist Millionär geworden ist. Ein Bischof stark aufgetrieben, aber es charakterisirt einen großen Theil unserer Industrie ganz zutreffend. Ich will nicht noch einmal alle die Thatsachen aufzählen, die meine auch durch die letzte Hochkonjunktur nicht erschütterte Ueberzeugung rechtfertigen, daß es (selbst bei Deckung des Marktes der Landwirtschaft) unmöglich ist, innerhalb unserer Reichsgrenzen sechzig Millionen Menschen nützlich und anständig zu beschäftigen. Ich erinnere nur an zwei Industrien, die zu den an-

ständigen gehören. Was kann überflüssiger sein als die Kraftwagen (die nämlich, die wir jetzt haben; ihr Prinzip kann sich ja künftig einmal nützlich erweisen); und so lange die Automobilsportkamen das Feld ihrer Uebungen nicht in eine afrikanische oder australische Wüste verlegen, sind die Wagen sogar gemeingefährlich und gemeinschädlich. Und die Kriegsschiffe! Wahrscheinlich ist die Zeit nicht mehr fern, wo man über unser heutiges Geschlecht lachen wird, das Milliarden Mark und Millionen Menschenkräfte an die Herstellung von Panzerschiffen vergeudet, von denen kaum der hundertste Theil Verwendung findet, noch dazu eine Verwendung, für die (Züchtigung von unbotmäßigen Negern!) ein paar in einem alten Holzkasten beförderte Kanonen genügen würden.

Bei der bisherigen Anwendung des Enteignungsrechtes liegt die Sache doch etwas anders. Die Anlage von Eisenbahnen, Kanälen und anderen Verkehrswegen und Verkehrsmitteln ist ein unzweifelhaftes öffentliches Interesse, dem das Recht des Einzelnen zu weichen hat. Dagegen ist zweifelhaft, ob das Gemeinwohl die städtische Besiedelung gerade nach dem von Mangoldt vorgeschlagenen System fordert. Und bei Enteignungen im Interesse des Verkehrs handelt es sich gewöhnlich nur um einzelne Streifen Landes; die um sich greifende Stadt aber frisst ganze Bauergüter, mit der Zeit wohl auch Rittergüter. Und bei dem System der Weiträumigkeit, das nicht nur für die Kleinst- und Großstädte, sondern auch für die Mittel- und Kleinstädte erstrebt wird, würde die Stadterweiterung noch ganz andere Flächen verschlingen als bisher, so daß damit der Nahrungsmittelherzeugung in nicht unerheblichem Umfang Abbruch geschähe. Dazu kommt eine ideelle Erwägung. Mangoldt geht nicht so weit, die zu enteignenden landwirtschaftlichen Grundstücke als Kartoffel- und Weizenacker tagen zu wollen; er schlägt eine Lage vor, die dem Zukunftswert des Bodens einigermassen Rechnung trägt, aber nicht bis zu dem Preis geht, den die Nachfrage voraussichtlich binnen Kurzem erzeugen wird. Möglich, sogar wahrscheinlich ist, daß die meisten Grundbesitzer im Bannkreis der Stadt oder im „schmalen Rande“, wie Mangoldt den zunächst in Betracht kommenden Gürtel nennt, nur darum das erste Kaufangebot zurückweisen, weil sie wissen, daß bald ein zweites, höheres an sie ergehen wird. Doch ist auch der Fall denkbar (er kommt manchmal vor), daß der Bauer nicht verkaufen will, weil ihm das Erbe seiner Väter, seine Heimstätte, ans Herz gewachsen ist. Mir ist sehr zweifelhaft, ob der Staat gut daran thun würde, durch weitgreifende und rücksichtslose Anwendung des Enteignungsrechtes dieser Gesinnung seine Nichtachtung zu bezeugen, sie, wo sie in unserer mammonistischen Zeit noch vorhanden ist, zu erschüttern und auszurotten. (Hier wäre über die konservative Partei und das Enteignungsgesetz für die polnischen Landestheile Mancherlei zu sagen; aber die Leser der „Zukunft“ kennen ja meinen Standpunkt.)

Jedenfalls geht es zu weit, wenn Mangoldt das Wohnungselend der

Großstadt als „eine Folge unserer“ verkehrten Rechts-, Verwaltung- und Wirtschaftseinrichtungen“ hinstellt. Er fragt, wie die hohen Bodenpreise zu erklären seien, beantwortet diese Frage und bemerkt dann: „Das Räthsel ist also gelöst.“ Die Antwort ist vortrefflich; nur ist sie nicht eigentlich eine Antwort auf die gestellte Frage, sondern die Beschreibung des Verlaufes der Preiserhöhung. Die Preiserhöhung selbst ist das Natürlichste von der Welt. In der *Saturday Review* las ich einmal: „Al unser Bohnungelend kommt daher, daß sich Millionen Menschen in den Kopf setzen, auf einer Fläche wohnen zu wollen, auf der hunderttausend bequem Platz haben. Wohnraum ist gleich dem Brot unentbehrlich, und wenn ihn Tausende von Menschen auf dem Wege der Konkurrenz einander streitig machen, so muß sein Preis enorm steigen. Darin steckt gar nichts Räthselhaftes. Daß Mangoldt die einzelnen Stadien der Preiserhöhung genau beschreibt, ist allerdings verdienstlich, denn Unternehmer wie Behörden haben ein Interesse daran, über den Vorgang genau unterrichtet zu sein. Aber daß der Vorgang eintreten muß, ist gar keine Frage; ihn abzuwenden: Das könnte nur die öffentliche Gewalt, die hier eben zu Hilfe gerufen wird. Mir scheint nun aber, daß, abgesehen von den Gefahren und dem zweifelhaften Recht dieser Hilfe, die natürliche Entwicklung ihren Nutzen hat, da die Unerforschlichkeit der städtischen Bodenpreise und die daraus entspringenden Uebel zuletzt doch den Zudrang hemmen und daran erinnern müssen, daß die Erde außerhalb der deutschen Grenzen noch Raum für Ansiedlungen hat und daß die Besiedelung der ganzen Erdoberfläche der Wille der Vorsehung ist. „Wachset und mehret Euch und erfüllet die Erde und macht sie Euch unterthan“, hat Gott dem ersten Menschen geboten.“

Ferner ist zu erwägen, daß die private Städteverbreiterung außer den Uebeln, die sie nicht verschuldet hat, sondern nur eben nicht zu verhüten vermag, doch auch recht Erstreuliches leistet. Viel tausend Menschen wohnen heute schöner und bequemer, als ihre Vorfahren in den von Festungswällen oder Ringmauern eingeschlossenen Städten gewohnt haben. Der erwachte starke Trieb zum Naturgenuß, der sich in der Gartenstadtbewegung, in der Anlage von Laubenkolonien und Schrebergärten, in der Verdrängung des Kneipenlebens durch Sport und Bewegungsspiele, in der Reiselust und Bergszene offenbart, wird dafür sorgen, daß die begonnenen Verbesserungen weiter gedeihen, wobei allerdings zu wünschen ist, daß die Behörden diesen Besserungsprozeß mehr als bisher fördern durch Antreiben, Leiten und Vorbeugen. Nur darf man nicht glauben, daß die eben erwähnte Art Liebe zur Natur für unser Volk im Ganzen das Wichtigste wäre. Viel wichtiger als die Freude an schönen Gartenanlagen und geräumigen Tennisplätzen ist die Liebe des Bauern und des Rittergutsbesitzers alten Schlages zu seiner so vielseitigen landwirthschaftlichen Thätigkeit, die Bereitwilligkeit des Bauern, bei harter Arbeit trotz be-

scheidenem und unsicherem Ertrag geduldig auszuharren, die Anhänglichkeit an die ererbte Scholle, die Freude am Gedeihen der sorglich gepflegten Nutzthiere und Nutzpflanzen, das stolze Bewußtsein, daß man die nothwendigste und nützlichste aller Berufsthätigkeiten ausübt, die man mit keiner anderen vertauschen möchte. Wenn diese Gesinnung verschwindet, dann schüßen alle städtischen Paradiese unser Volk nicht vor dem Verfall.

Der Werth von Mangoldts Buch ist ganz unabhängig von seinem Grundgedanken; als reichliche Quelle der Information ist es unentbehrlich für alle bei der Stadterweiterung Thätigen. Ich vermiße nichts als eine etwas ausführlichere Berücksichtigung des Buches „Kleinhaus und Miethkaserne“ von Andreas Voigt und Paul Geldner. (Darin wird bewiesen, daß die Zusammendrängung vieler Menschen auf einen engen Raum als vorläufig nicht zu beseitigende Thatsache hingenommen werden muß, die Miethkaserne gewisse Vorzüge vor dem Kleinhaus voraus hat). Auch ist zu loben, daß Mangoldt den die neuen Terrains ausschließenden Privatunternehmer nicht als Bodenwucherer brandmarkt, sondern als eine Persönlichkeit charakterisirt, die eine bisher unentbehrliche Funktion ausübt und selten übermäßigen Gewinn erzielt.

Reiffe.

Karl Jentsch.



Der Schreibtisch.

Eine Einsamkeit ist Traum.
Denn zum unbestellten Feste
hab' ich oftmals Gast und Gäste,
athmend füllen sie den Raum.

Wenn der Abendchein sich bricht
mit Gewölk in meinen Scheiben:
einsam in dem Dämmertreiben
schwebt mein Tisch mit seinem Licht.

Glühe, Licht, ins Thal hinein!
Aller Menschen stille Heere,
alle Sterne, alle Meere
lagern sich in Deinem Schein.

München.

Leo Greiner.



Jubeljahr. *)

Wenn unser Kaiser könnte, wie er wollte,
 Wenn er nicht seine süßen, schlichten Wünsche
 Den Wünschen seines Volks zum Opfer brächte,
 Dann würd' er dieses Jubeljahr gar still
 Und schüch' begeh'n Kein Dichter dürfte feiernd
 Des Kaisers Lob verkündigen. Der Kunst
 Wär' es verboten, ihren Farbenfrühling,
 Dem sinnesfrohen Wien zu heit'rer Schau,
 An Chronesstufen festlich auszubreiten,
 Und Lieb' und Treue seiner Völker müßte
 Mit schweigender Empfindung sich begnügen
 Wer sechzig schwere Herrscherjahre lang
 Tief in das Creiben dieser Welt geschaut,
 Den blendet Erdenglanz nicht mehr. Wer tausend
 Und abertausend Worte angehört,
 In jeder Tonart und in jeder Sprache,
 Von Weisen, Choren, Creuen, Falschen, Den
 Kann Menschenrede, Kling' sie noch so schön,
 Nicht mehr berücken; und ein Herz, das Gott
 So bis ins Mark geprüft hat und geläutert,
 Verlernt es, an dem eiteln Ruhm der Welt
 Sich stolz zu freuen. Ewiges nur und Wahres
 Kann noch ein solches Herz berühren. Drum,
 Wenn unser Kaiser könnte, wie er wollte,
 Dann würd' er so zu seinen Völkern sprechen:
 „Wenn Ihr mich feiern wollt nach meinem Sinn,
 Dann schmücket Eure Häuser nicht mit Kränzen
 Und Fahnen aus noch überbietet Euch
 In hohen Worten treuer Huldigung.
 Nein, Jeder nehme ernst und still sich vor,
 Nach seinen Kräften, ohne Wenn und Aber,
 Dies eine Jahr lang seine Pflicht zu thun,
 Sie so zu thun, wie ich sie sechzig Jahre

*) Diese Verse sind unter dem Eindruck des wiener Besitzes und der anderen Prunkfesten entstanden, mit denen das Regierungsjubiläum des Kaisers Franz Joseph in Oesterreich gefeiert wird. Ihr Dichter, als Sohn des Bürger-Ministers der Träger eines der historischen Namen Oesterreichs, ist als Aesthetiker und als Begründer des direkt vom Burgtheater abstammenden und dessen Ruhm verjüngenden hamburger Deutschen Schauspielhauses auch im Norden bekannt geworden. Da hat man sich oft darüber gewundert, daß diesem Manne nicht die Leitung des Burgtheaters anvertraut ward, für die er prädestinirt schien. Da weiß man aber nicht, daß er vorher zwei lesenswerthe Gebichtsbände, die Tragödie „Demone“, das Märchenpiel „Sabsburg“ und Gelegenheitsgedichte veröffentlicht hatte. Auch der Poet Alfred von Berger verdient aber, gehört zu werden.

Zu thun versucht. Ein Jeder schwöre sich
 Und halte seinen Schwur: sein Selbst verleugnend
 Und jede schlimme Regung unterdrückend,
 Kein Wort zu sprechen, keinen Satz zu schreiben
 Und keine That zu thun dies eine Jahr,
 Die nicht dem Vaterlande frommt und dient.
 Das gäh' ein Jubelfest, das Wahrheit wäre,
 Nicht ein vergänglich gleichend schöner Schein,
 Der, wie ein prachtvoll-goldgestrichter Teppich,
 Nur Haß und Zwietracht, die sich drunter regen,
 Zudecken soll. Wenn Jeder also thäte
 Dies eine Jahr nur, — dann ständ' an dem Tag,
 Der mir vor sechzig kampferfüllten Jahren
 Die Krone auf das junge Haupt gedrückt,
 Ein neues Oestreich da, ein blühendes,
 Das all der unerschöpflich reichen Kräfte,
 Die Gottes Huld ihm in sein Herz gelegt,
 Froh wäre, statt sie hadernd zu vergenden!*

Und wenn der Kaiser so gesprochen hätte,
 Dann würd' er, wenn er könnte, wie er wollte,
 Am Liebsten seinen Ehrentag verleben
 In einem stillen, grünen Alpenthal,
 Von seinen Allernächsten nur begleitet
 Und von Erinnerungen . . . Und vielleicht
 Würd' er das Herz sich mehr erhoben fühlen
 Als durch das feierlichste Hochamt, kömmt' er,
 Allein und unerkannt, ein Mensch mit Menschen,
 In einem schlichten, alten Dorfkirchlein
 Hinknien und beten, mitten unter Bauern,
 Die fromm die schwierigen Hände falten, Gott
 Zu danken für die eingebrachte Ernte,
 Die ihre schwere Arbeit knapp belohnt.
 Und wenn er nun ins Freie träte, möglich,
 Daß er dann einen kleinen Oesterreicher
 Auredete, ein stämmig Bauernkind.
 Das gar nicht ahnt, daß es der Kaiser ist,
 Der freundlich ihm den Flachskopf streichelt,
 Sinuend blickt der Monarch dem Kind des Volks in seine
 Treuherzigen Augen: und aus ihrer Bläue
 Winkts ihm wie stille Ahnung hellerer Zukunft . . .
 So, mein' ich, säh' sein Jubelfest wohl aus,
 Wenn unser Kaiser könnte, wie er wollte!

Wien.

Alfred Freiherr von Berger.



Kriminalliteratur.

Der magische Reiz des Bösen.

Lucien Morisset, ein junger Mann, der 1881 vom Schwurgericht zu Tours wegen Mordes zum Tode verurtheilt wurde, hatte während der Haft seine Erinnerungen niedergeschrieben, die, was Stil und Kynismus anbelangt, mit Lacenaire's bekannten Aufzeichnungen wetteifern können. Gleich auf der ersten Seite finden wir die ironische Bemerkung: „Die Folgen des Verbrechens gereichen der Gesellschaft zum Heil. Die meisten Leute kaufen Zeitungen nur, um die Chronik der Verbrechen zu lesen; wenn die Blätter aus dieser Sphäre nichts brächten, würden sie kaum noch gekauft und könnten eingehen.“ Das klingt paradox und erinnert an das Wort, die Krankheiten seien unentbehrlich, weil sonst die Ärzte nichts zu leben hätten. In den Sätzen, die der junge französische Mörder vor einem Vierteljahrhundert schrieb, ist Etwas wahr: daß das Publikum die Beschreibung der Verbrechen und ihrer Einzelheiten liebt, sie bespricht und mit Leidenschaft verfolgt. Was heutzutage am Meisten gelesen wird, sind die Prozeßberichte. Die Dramen des Lebens, die vor dem Schwurgericht enden, werden interessanter gefunden als die der Bühne. Wir verfolgen sie in der Presse oder im ernsteren Buch mit einer Intensität, die an die krankhaft grausame Neugier der Cirkuszuschauer alter Jahrhunderte erinnert, denen die Qualen armer Opfer zum Genuß wurden. Nur weil wir uns einreden, civilisierter zu sein (intellektueller sind wir gewiß), verzichten wir auf das bewundernde Begaffen physischen Schmerzes und begnügen uns mit der Erörterung moralischer Qualen. Heute, zum Beispiel, wären wir nicht im Stande, zuckende, im Schmerz der Agonie sich windende Körper anzusehen, wie es lächelnd und mit Vergnügen die römischen Matronen thaten; dafür reizt uns die Betrachtung der psychologischen Verzerrungen, der Qualen und Mattern, der Hilflosigkeiten, der Heuchelei und Falschheit einer Verbrecherseele und wir entblöden uns nicht, aus Zeitungsberichten und Büchern, die wie mit einem Bistouri kalt und gefühllos in die verborgensten Tiefen des Verbrecherlebens eindringen, nicht nur unsere Neugier zu befriedigen, sondern auch eine ganz besondere, lagenartige Gemüthsbewegung daraus zu schöpfen.

Wir sind, um es kurz zu sagen, nicht mehr so bestialisch wild, wie wir ehemals waren, wohl aber noch grausam in unserem Denken. Alle gemeinen Wünsche, alle niederen Wollüste, die ehemals nur unserem thierischen Instinkt bekannt waren, hat die Entwicklung in unser Gehirn verpflanzt und darin isolirt.

Es giebt Menschen, die sich über diesen tief gesunkenen Geschmack der Leute wundern und Kergerniß daran nehmen, daß unser Gewissen so herabgekommen ist. Das sind aber nur Optimisten und oberflächliche Menschen; dem ersten und wahrheitsliebenden Beobachter ist es nur zu gut bekannt, daß

die menschliche Seele seit je her sich dem Anblick des Bösen willig hingeeben hat und daß auf unsere Phantasie seit je her das Verderbte und Scheußliche mehr wirkte als das Gute und das Schöne. Auch in der Gesellschaft erzählen wir und hören wir ja immer mit besonderer Freude das Skandalöse und Unmoralische erzählen und sind heute sogar so weit, daß die Konversation sofort ins Stocken geräth, sobald von anständigeren Sachen gesprochen wird. Die Frauen — ich bitte um Verzeihung, wenn ich ihnen eine Wahrheit sagen muß, die, wie die meisten Wahrheiten, nicht angenehm klingt — werden zugeben, daß sie bei ihren Besuchen zwar das Gift der Verleumdung gern durch ihre Grazie und durch die Anmuth ihres Geistes verschönern, nur ungern aber über die tugendhafte, zurückgezogen und glücklich lebende Freundin sprechen; es wäre zu dumm, davon zu reden; sehr viel interessanter ist ja die durch die große Welt Rauschende, deren wildes Leben den Verdacht galanter Abenteuer erlaubt und ihr den scharfen Geruch zweifelhafter Moralität erworben hat.

Wir Männer sind übrigens nicht besser als die Frauen. Es soll sich Jemand einfallen lassen, in einem Salon, in einem Klub oder in irgendeinem Verein über Jemand gut zu sprechen! Er wird wenig Zustimmung und viel Schweigen, das kaum begonnene Gespräch wird ein rasches Ende finden. Nun aber soll Jemand versuchen, über Andere schlecht zu sprechen. Im Chor werden Alle einstimmen; Jeder wird der üblen Nachrede Etwas beizufügen wissen und das Gespräch ist in gutem Gang. Die biblische Legende ist leider psychologisch sehr richtig: die Früchte vom Baume des Bösen sind für uns viel schmackhafter als die vom Baume des Guten.

Es ist mir allerdings nicht bekannt, ob das Sprichwort auf Wahrheit beruht, daß die glücklichen Völker keine Geschichte haben; gewiß kann ich aber mit Bestimmtheit behaupten, daß über Leute, die in Zurückgezogenheit glücklich und ruhig leben, uns nur eine lüthliche Chronik überliefert wird. Man bewundert sie vielleicht im Stillen, thut es aber auch nur mit jener leisen Ironie, mit der man in unserer Welt Alles besieht, was einfach, gesund und normal ist. Diese Gestalten sind für unsere Einbildung zu leichtfarbig, zu sehr nach einem Keisten geschlagen, sind zu eintönig für unseren Blick, der sich lieber an hervorragendere und kühnere Profile hält, die aus dem gewöhnlichen Rahmen der Menschheit mehr herausfallen und wegen ihres Rufes, ihrer Kühnheit oder Verderbtheit unseren Neid erwecken. Es besteht somit in uns, vielleicht unbewußt, eine Sympathie, eine Anziehungskraft für Alles, was von der simplen Richtung der Normalität abweicht, was die lebhafteste Farbe des Skandals und der Sünde trägt. In der Luft, die wir einathmen, in der Gesellschaft, in der wir leben, liegt jene verderbliche Macht, die die italienische Schriftstellerin Dora Melegari treffend den „magischen Reiz des Bösen“ nannte.

Nun frage ich: Warum soll es uns überraschen, daß das Verbrechen ganze

Spalten unserer Zeitungen und so viele Seiten unserer Bücher einnimmt, wenn wir uns Stunden lang damit unterhalten können? Es ist leider menschlich und verhängnisvoll, daß es so ist: wir können es bedauern, aber wir dürfen es nicht verkennen und dürfen uns nicht darüber wundern.

Uebrigens müssen wir, bevor wir es bedauern, gestehen, daß in diesem unbewußten magischen Reiz des Bösen eine unbekannte, nicht gewöhnliche und nicht unnütze Ursache liegt. Wir studiren die Verbrechen, um uns selbst zu studiren; denn die Verbrechen einer gewissen Zeit bilden in der Geschichte der Seele dieser Zeit ein Kapitel von außerordentlicher Wichtigkeit. In dem Verbrechen sehen wir nichts Anderes als einen Abglanz unseres eigenen Lebens, das Bild unserer eigenen Sitten, das ins Pathologische verzerrte Sinnbild alles Dessen, was sich in der Tiefe unseres Herzens bewegt und in den Zellen unseres Gehirnes zittert. Richtig ist, daß es zuweilen gefährlich ist, einen Körper nach dem Schatten zu beurtheilen; daß dieser aber immer doch die Hauptlinien des Profils wiedergiebt, ist eben so richtig. Ein Vergleich der Verbrechen älterer Zeiten mit denen von heute, ein Blick in die ältesten Zeiten oder ins Mittelalter genügt, um davon zu überzeugen, daß die großen Verbrecher, wie wir Alle, unter dem Einfluß ihrer Zeit standen und daß diese Einwirkungen sich auch in der Niederträchtigkeit ihrer Verbrechen verrathen.

Wenn wir daher betrachten, wie und warum jene großen Verbrecher geirrt haben, müssen wir berücksichtigen, was in ihren Jahrhunderten fehlte, was vorherrschte, welcher moralische Gedanke momentan lähmend wirkte, welches Vorurtheil, endlich noch, welches soziale Prinzip am Verbreitetsten war. Am Anfang der Civilisation, als der politische und der wirtschaftliche Kampf ums Dasein hauptsächlich mit Gewalt geführt wurden, beging man auch die Verbrechen fast ausschließlich mit Gewalt und Gewaltthätigkeit, waren Mord, Raubmord und Vergewaltigung seine häufigsten Spielarten. Als dagegen die Civilisation auf der Grundlage des Betrugens entstand und sich mit der vorhergehenden vermengte, als sich in den Kampf ums Dasein die Schlaueit und der Betrug als Mittel mengten und die Macht nicht mehr mit Eisen, sondern mit Gold erreicht wurde, nahm auch das Verbrechen eine minder grausame Richtung an, wurde aber dafür um so schlauer und strebte mit listigen Mitteln auf dunklen Wegen, mit unrechtmäßiger Aneignung, Fälschung, Betrug ans Ziel.

Aber nicht nur die materiellen Mittel, mit denen das Verbrechen ausgeführt wird, ändern sich nach der Art der Civilisation, sondern auch die moralische Richtung, die ich die „Richtung des Verbrechens“ nennen möchte, ändert sich. Als, zum Beispiel, im Mittelalter die Religion und der Aberglaube unter der Furcht vor dem Jenseits vorherrschten, nahmen die mehr oder wenigen blutigen Delicten der Degenerirten immer einen religiösen Anstrich an. In unserer Zeit dagegen, in der die wissenschaftlichen Theorien vorherrschen, beeinflussen



sie nicht selten die verrückten Tendenzen der Wahnsinnigen und der Verbrecher. Es wäre aber unbillig, die Wissenschaft von heute für gewisse Verbrechen verantwortlich zu machen, wie es kurzichtigen Sektirern mitunter beliebt. Wir haben nur festzustellen, daß das Verbrechen — in Folge einer natürlichen und allgemeinen Erscheinung von *Mimetismus* — dem Einfluß des historischen Milieu unterworfen ist. Auf der Welt giebt es zwei recht traurige Stätten, das Irrenhaus und den Kerker, in denen die pathologisch verschärfte Tendenzen der Zeit ihre Zuflucht finden; sie sind Museen der Lebenden, die dem Wißbegierigen in kurzen, aber tragischen Worten von den Herrlichkeiten und vom Elend des Lebens erzählen. Die Irrenhäuser berichten uns von den vorherrschenden Ideen unserer Zeit, indem sie uns in den Irren die traurige Karikatur und die krankhafte Uebertreibung genialer Forschungen und die Abzweige unseres Gehirns vorführen; der Kerker erzählt uns von den Affekten, die das menschliche Gemüth leiten, indem sie uns in den Verbrechern Diejenigen zeigen, die eine Leidenschaft zu Missethaten trieb oder die das Opfer eines zu blinder Wildheit gesteigerten Vasters wurden.

Die Aerzte wissen, daß diese traurigen Stätten der Psychopathologie der Menschheit die normale Psychologie der gesunden Menschen zu bereichern vermögen; und die Philosophen beweisen uns, daß man, wie den Einzelnen, auch Völker und die Zeiten besser versteht, wenn man neben ihrem normalen Leben ihre Thorheiten und Verbrechen studirt. Sucht nicht auch das Publikum, die große Menge, die für ihre Tugenden keinen Grund anzugeben weiß, vielleicht unbewußt, in dem Verbrechen, in der Literatur der Prozesse etwas mehr und Besseres als die Befriedigung einer gemeinen und gewöhnlichen Neugier?

Wir leben eben in einer Zeit, der die Autopsychologie, die Selbsterkenntniß, zum Bedürfniß geworden ist; und eine leise Regung erinnert uns, daß wir gerade in der Analyse des Bösen das Mittel finden werden, uns zu bessern und zu bekehren.

Wenn das Gleichniß nicht zu gewagt erschiene, möchte ich sagen, daß wir uns in dem Verbrechen manchmal wie in jenen leeren oder konvexen Spiegeln betrachten, die unser Gesicht verändern und verzerren. Ist ist Neugier das *Motiv*; doch oft ist es mehr, ist es das Bedürfniß, in den entstellten Zügen unsere charakteristischen Fehler klarer, unser Ich besser erkennen zu können.

Was die Justiz sein sollte.

Die Literatur der Prozesse, sowohl vor als während und nach dem Schauspiel in *foro*, ist ein unerlöser Strom geworden: die unbedrücklichsten Einzelheiten werden gierig gelesen. Die zügelloseste Einbildung gefällt sich darin, sie noch mehr zu übertreiben und den ohnedies verdorbenen Geschmack mit geschickten Anspielungen und mit versteckten Andeutungen zu reizen. Nicht

nur, daß bei einem Aufsehen erregenden Prozeß Alles bekannt wird (was unter Umständen ja nützlich wirken könnte): man erfährt und, was das Schlimmste ist, glaubt willig auch allen falschen Nachrichten, die um den Baum des Verbrechens wie die Pilze im feuchten Schatten der Eichen herausschießen. Und daraus entsteht zunächst nun eine sonderbare Folge. Während heute jedwede Form der Thätigkeit sich zu spezialistren strebt, weil der Mensch in seinem Leben kaum in einem einzigen Zweig des Wissens Hervorragendes zu erreichen vermag, strebt dagegen die Schwierigste und heiligste aller Formen der Thätigkeit, die Gerechtigkeit, sich zu verallgemeinern. Wer auch nur einen einzigen Zeitungartikel gelesen hat, maßt sich das Recht an, über diesen oder jenen Prozeß sein Urtheil (Vorurtheil) zu fällen, mit jenem Selbstvertrauen, das den Oberflächlichen und Unwissenden eigen ist. Man muß eins dieser wirklich geschehenen Dramen eingehend studirt haben, ihm Schritt vor Schritt gefolgt sein, von jedem Dokument Einsicht genommen und jeder Verhandlung beigewohnt haben; man muß getrachtet haben, die verborgensten Tiefen im Gesichtsausdruck der Angeklagten oder die versteckte Bedeutung ihrer Aussagen zu ergründen; man muß wissen, wie viel peinliche Gewissenhaftigkeit dazu gehört, um zu einer sicheren, ruhigen, unumstößlichen Ueberzeugung zu gelangen; um auch nur annähernd zu begreifen, wie dumm der Eigendünkel jener Leute ist, die von der Apotheke oder vom Rasthause aus nach unrichtigen Berichten und der veränderlichen Laune des eigenen Temperamentes urtheilen. Und dennoch ist, es leider wahr, daß die Justiz, mit ihrer größten Feindin, der Politik, das gleiche Schicksal theilt; denn über Beide glaubt Jedermann sprechen zu können. Wer trachtet überhaupt noch einer genauen Kenntniß der Thatsachen? Wem fällt es ein, sich mit den Vorarbeiten und Studien zu belasten, die dem Urtheil zu Grunde liegen sollten? Dies Alles wird als unnöthig angesehen, mit größter Unvorsichtigkeit und blinder Ueberzeugung das angemaßte Recht ausgeübt.

Und Dies kommt nicht nur daher, daß Politik und Justiz Jeden von uns sehr nah angehen, die zartesten Fasern unseres sozialen Lebens berühren und auch dem Unwissendsten das Recht freier Rede sichern. Bei der Justiz namentlich hängt es damit zusammen, daß diese Göttin, die wir mehr mit Worten als mit Thaten ehren, von ihrem Piedestal herabgestiegen ist und zugelassen hat, daß zu Viele sich ihrer zu ihrem Vortheil bedienen, daß sie Ehrsucht und Habsucht unter ihren Schuß genommen hat. Der Traum einer wirklich gebildeten und civilisirten Gesellschaft wäre der, daß über jedes, sei es von kleinen oder von großen Leuten, von Armen oder von Reichen begangene Verbrechen in den über jeden Zweifel erhabenen Gerichtssälen von maßgebenden und tüchtigen Männern verhandelt werden sollte, deren Augenmerk einzig und allein darauf gerichtet sein müßte, die Gesellschaft vor Denjenigen in Schuß zu nehmen, die sie untergraben wollen, und — wenn es möglt.

ist — Die zur Vernunft zu bringen, die sie angegriffen haben. In den Gerichtssälen müßte Alles dafür bürgen, daß wirkliche Gerechtigkeit geübt werde; kein Ruf, weder der Rachsucht noch des Mitleids, sollte in diese Säle dringen, weil die Menge dadurch, ohne es zu wollen, ein unparteiisches und gerechtes Urtheil beeinflussen könnte. Die Erfüllung dieses Traumes liegt jedoch bei uns leider in weiter, sehr weiter Ferne; und ich nehme keinen Anstand, zu erklären, daß wir einen Weg gehen, der uns diesem Traum immer mehr entrückt, statt uns ihm näher zu bringen. Stellen wir, zum Beispiel, einen Vergleich mit der Medizin an. Diese Wissenschaft, die weder von sozialen noch von politischen Anfechtungen berührt wird und nur den wissenschaftlichen Gedanken verfolgt, daß man die Krankheiten zu isoliren suchen müsse, um ihrer Verbreitung vorzubeugen, hat in der Hygiene, in der Antisepsis, in der peinlichsten Reinhaltung der Kranken und ihrer Umgebung das unfehlbare Mittel gefunden, der Krankheit Einhalt thun und zu verhindern, daß sie auf Andere übergehe. Die Justiz dagegen, die doch eine soziale Arznei sein sollte, scheint ein Vergnügen daran zu finden, aller Welt ihre Gerichtssäle offen zu lassen, in denen man den Schwerkranken, den Verbrecher, behandelt, um dem Strom der menschlichen Neugier Gelegenheit zu geben, das Licht darin zu trüben. Damit alle Leidenschaften Gelegenheit finden, die Justiz irtzuleiten! Damit alle Mitroben des Verbrechens die Gesellschaft infiziren und die Presse die Giftstoffe in alle Richtungen zerstreue, wie es der Wind mit dem Blütenstaub thut! Heißt Das nicht, weitere Verbrechen in die Welt schaffen?

Wie die Literatur der Prozesse entsteht.

Die Presse, die heute diese Literatur verbreitet, und das Publikum, das sie verschlingt, trifft nur eine relativ geringe Verantwortlichkeit. Die wirkliche Verantwortlichkeit liegt in dem Mechanismus unserer Justiz, der eigens dazu geschaffen scheint, jede krankhafte Neugier auf sich zu lenken, die widersprechendsten Meinungen und nicht selten den Abscheu der Unbetheiligten zu wecken.

Schmerzlich ist es, sagen zu müssen (aber ich denke: es ist besser und auch vernünftiger, unsere eigenen Fehler zu gestehen, ehe sie uns von Anderen vorgeworfen werden), daß in keinem civilisirten Lande die Voruntersuchungen so lange dauern wie bei uns; und daß in keinem civilisirten Lande die öffentlichen Verhandlungen so in die Länge gezogen werden, bevor das Urtheil gefällt wird. Frankreich, von dem wir die Gerichtsprozedur übernommen, mit dem *„instructio“* Vorverfahren, zeigte uns noch nie das traurige Schauspiel Jahre langer Voruntersuchungen, bot dem Blick nie Verhandlungen, die, wie in Italien, sechs, acht, ja, elf Monate dauern. Und man muß zugeben, daß das französische Volk, obwohl es eine lateinische Nation ist, eine rasch arbeitende Justizverwaltung

besitzt und daß dort weder von den Untersuchungsrichtern noch von den Vorsetzenden der Schwurgerichte noch von den Advokaten Zeit verloren wird.

Diese Langsamkeit in der Prozedur ist also ein spezifisch italienischer Fehler, der eine der wirksamsten Sanktionirungen des gesellschaftlichen Schutzes aus den Augen läßt: die sofortige Ahndung des Verbrechens.

Schiebt sich zwischen Verbrechen und Urtheil so viel Zeit, so leidet naturgemäß die Bestimmtheit der Zeugenaussagen und damit die genaue Ermittlung der Wahrheit. Das ist aber nicht Alles: denn bei uns wird die Voruntersuchung noch in einen tiefen Schleier gehüllt (und es hat wahrhaftig nicht den Anschein, als ob unsere Gesetzgeber für unser künstliches Strafrecht besondere Neuerungen vorzuschlagen gesonnen seien). Dazu kommt das Mysteriöse, daß ein schwacher Abglanz der Inquisitionssysteme, die Arbeit des Richters umgiebt und unsere Neugier erhöht, kommt unser Mißtrauen, das Uebertreibungen und Erdichtungen neuen Nährstoff zuführt. Denn es ist ein altes Gesetz gewöhnlicher Psychologie: Neugier hält sich dadurch schadlos, daß sie kleine Episoden und Vermuthungen, die sie hörte, als Wahrheiten weitergibt. Und daraus entsteht jene erste embryonale Form der Prozeßliteratur, die die journalistische Darstellung oder die Indiskretion bildet.

Wer kümmert sich heute noch darum, ob das Gesetz vorschreibt, die Voruntersuchung geheim zu halten? Die Zeitungen nehmen es auf sich, sie bekannt zu machen. Und so entsteht zwischen Presse und Untersuchungsbehörde eine Art Wettstreit, eine Art Herausforderung an Diejenigen, die im Stande sind, die sensationellsten Nachrichten ans Licht zu zerren, denen es am Besten gelingen wird, dem Schuldigen auf die Spur zu kommen oder den psychologischen Schlüssel des Dramas zu finden. Es ist so weit gekommen, daß ein berühmter Prozeß zu einem intellektuellen Sport wird, bei welchem Jeder sich bemüht, den Rekord an Geschwindigkeit und Neuigkeiten zu schlagen. Man sieht: wenn der sensationelle Prozeß endlich vor das Schwurgericht kommt, ist er gerade so vorbereitet wie das Theaterstück eines berühmten Autors, dessen Premiere lange vor dem Aufführungsabend zum „Ereigniß“ wurde. Die Reklame hat vorgesorgt, die Öffentlichkeit wurde tüchtig bearbeitet und das Interesse des Publikums eifrig gekiselt. Und es versteht sich von selbst, daß die Aufführung der Vorbereitung würdig ist. Vom Untersuchungsrichter sind ja ganze Bände von Akten aufgehäuft worden, da eine Unzahl von Zeugen vernommen werden mußte. Das Vorleben der wirklich oder angeblich Schuldigen ist eifrig ausgewählt, für die Grundlage des Verbrechens sind zahllose unnütze oder gleichgiltige Dinge gesammelt worden und während der Schlußverhandlung werden bei der Besprechung des Hauptgegenstandes so viele zeitraubende Parenthesen eingeschoben, um unwissende und werthlose Zeugen zu vernehmen, daß sogar die tüchtigsten Verteidiger sich genöthigt sehen, dieses riesige, fast unüberwindliche

Material zu lichten. Man wundere sich da doch ja nicht und spare den Tadel, wenn ein Prozeß, der so viele Bände enthält, daß man damit eine Bibliothek anfüllen könnte, sich vor dem Schwurgericht schließlich nur in Ströme der Eloquenz verliert, die ein Meer von nichtslegenden Worten bilden könnten.

Wenn nun unter solchen Umständen jedes gefegliche Hemmnis entfernt, jeder Zugang der Oeffentlichkeit frei gegeben wird und die Prozeßliteratur der nie zu befriedigenden Neugier der Menge zu genügen sucht: dann belastet die Schuld (wenn überhaupt von Schuld die Rede sein kann) meiner Meinung nach Diejenigen, die den krankhaften Geschmack des Publikums mißbrauchen und es zu diesem sonderbaren Bankett geladen haben, schwerer als das Publikum selbst, das dieses Bankett in eine Orgie gewandelt hat.

Die Apotheose des Verbrechens.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Presse diese Orgie, meist wohl, ohne es zu beabsichtigen, noch durch genaue Beschreibungen fördert und dadurch zur unbewußten Urheberin anderer Verbrechen wird, die, ich möchte sagen, in Folge der journalistischen Suggestion verübt werden.

Raudsley, der berühmte englische Psychiater, sagte schon vor vielen Jahren in seinem klassischen Buche „Verbrechen und Wahnsinn“ (und es ist nun ein in der Psychologie gewöhnliches Axiom geworden): „Jede Schilderung irgendeines Verbrechens reizt zur Nachahmung. Das Beispiel ist ansteckend: die Idee bemächtigt sich des schwachen Gemüthes und wird zu einer Art Behängniß, gegen das zu kämpfen unmöglich ist.“ Mit anderen Worten: die Verbrechensschilderungen der Zeitungen werden auch zur Verbrechenslehre. Es ist allerdings nicht zu leugnen, daß die durch die Beschreibung aller genauen und brutalen Einzelheiten hervorgerufene Aufregung bei der Mehrtheit der Menschen nach dem ersten Schrecken wieder den Sorgen der täglichen Arbeit weicht; aber bei einer Mindertheit bleibt dennoch ein tiefer Eindruck zurück. Bei einigen, besonders bei den zum Verbrechen Veranlaßten und Degenerirten, hält dieser Eindruck lange an. Das so eingehend beschriebene Verbrechen hat auf sie einen tiefen Eindruck gemacht, hält ihr Gehirn in Spannung und schließlich werden sie ein Opfer ihrer Erregtheit, wie der Mörder Lemaitre, der den Mord eines Kindes durch unzählige Dolchstöße dem Polizeigenten mit den Worten erklärte: „Ich habe in einer Zeitung die Beschreibung eines Mordes gelesen, wie ich ihn später begangen habe; und ich wollte es nachmachen.“

1844 wurde in Frankreich der Prozeß Mercier verhandelt; damals war ein Greis ermordet und die Leiche dann in einen Brunnen geworfen worden. Im Zimmer der Euphrosine Mercier, der Hauptschuldigen, fand man eine Nummer des „Figaro“, der, in einer Nachricht aus Imola, das in den Justizannalen der Romagna berühmt gewordene Verbrechen jenes Faello schilderte,

der den Priester Costa getödt und in dem Brunnen eines seiner Keder die Leiche verborgen hatte. Die Familie Mercier hatte also in einem französischen Dorf einen Menschen genau auf die selbe Art getödtet wie der Facello in einem Dorf der Romagna den von ihm gehaßten Christlichen. Trotz der großen Entfernung der Stätten des Verbrechens und der Verschiedenheit der Menschen hatte die Zeitung, wenn auch nicht die Idee der Missethat, doch das bestimmende Beispiel der Ausführung geliefert. Und so traf auch die Tagesblätter die Hauptschuld an all den in den Jahren 1888 bis 1890 in Paris epidemisch gewordenen, von Frauenzimmern begangenen Revolver- und Vitriolverbrechen, durch die eifersüchtige Gattinnen und betrogene Geliebte sich an den Gatten und ungetreuen Liebhaber rächten. Das Beispiel zu dieser grausamen „Liebe zum Vitriol“ gablothilde Andrae, eine Künstlerin, die sich durch ihre Schönheit auszeichnende Marie Bière wiederum das der „Liebe zum Revolver“; und durch die Zeitungen, die diese reizenden Mörderinnen mit den schönsten Worten beschrieb und sie fast als Heldinnen darstellten, wurde das der Leidenschaft entspringende, aber grausame Verbrechen zur Mode, die nicht nur die leichtsinnigen Köpfe eleganter Welt Damen verirrte, sondern auch den stolzen Sinn der Frau des Abgeordneten und Schriftstellers Clovis Hugues.

Viel gefährlicher wird aber die Verbreitung der Prozeßliteratur noch dadurch, daß sie die moralische Befinnung des Publikums trübt und oft auch verderbt, indem sie das Verbrechen so darstellt, daß es auch für die Mehrzahl der anständigen Menschen einen sympathischen und idealistischen Reizgeschmack bekommt. Diese Entartung der moralischen Befinnung beginnt damit, daß in allerlei Zeitungen und Büchern den Gestalten großer Verbrecher eine übertriebene Bedeutung beigelegt wird. Man beschränkt sich nicht darauf — wie es sein muß/e —, einfach und nüchtern die That zu erzählen und die wichtigsten Angaben über das Leben des Verbrechers zu bringen; nein: man liest uns seine ganze Lebensgeschichte auf, in der neben den wissenschaftlich nützlichen Thatsachen unnütze und alberne stehen. Vom Mörder Pranzini, der allen Pariserinnen den Kopf verdreht hatte, wurden seine literarischen Lieblingsbeschäftigungen und Kleider beschrieben und sein Schneider genannt. Man bewundert die von einem Galgenstrick in der Gerichtsverhandlung vorgebrachten „Pointen“ und veröffentlicht Tag vor Tag das Menu seiner Mahlzeiten. Das will heißen, daß dem berühmten Verbrecher die selben Ehren erzeigt werden wie dem großen Talent, dem für die Allgemeinheit nützlichen Genie. Jede sich auf ihn beziehende Einzelheit wird der gemeinen Menge bekannt gemacht, als ob er ein Halbgott wäre. Jeder, dem gestattet wurde, sich ihm zu nähern, ihm ein paar Worte abzulauschen, ihm ein Lächeln, eine vertrauliche Mitteilung abzugewinnen, rühmt sich Dessen, als ob ihm eine ganz besondere Ehre zu Theil geworden wäre.

Ein sehr bekannter französischer Journalist, der mit Gabriele Bompard

(die in Gesellschaft des Geliebten ihres Herzens den anderen Geliebten, der bezahlte, in eine Falle gelockt und getödtet hatte) von Paris nach Lyon gereist war, berichtete in seiner Zeitung mit sehr pathetischen Worten den rührenden Eindruck, den ein Händedruck der kleinen, höchst launenhaften Mörderin ihm hinterlassen hatte. Das durch die Publizität erzeugte Gift arbeitet langsam; aber auch der ehrlicher Mensch unterliegt nach und nach dem Zauber dieser Reklame. Er vergißt das Verbrechen und die Opfer, da von ihnen wenig gesprochen wird; und wenn man von ihnen spricht, so geschieht es mit ein paar kalten Worten herzlosen Bedauerns, die jede Mitleidsregung unterdrücken. Der Ermordete ist tot und es ist nicht besonders amüßant, sich weiter um ihn zu kümmern. Was unser Interesse erregt, ist der Verbrecher, der die „schöne That“ vollbracht hat. Genügt die Wirklichkeit nicht, so hilft oft genug ein Legendengebilde nach, das von seinen Liebesabenteuern und besonderen Geistesgaben zu erzählen weiß. Dann kommen die von Frauenhand geschriebenen Briefe, Briefe von unbekanntem, platonischen Verehrerinnen, die als neuen Genuß ein Liebesverhältniß mit einem Mörder durchkosten möchten; Briefe, die in die einsame Zelle eines Branzini, eines Prado oder eines Rusolino glühende Worte nie vorher gekannter Sympathien bringen und den Schurken in leidenschaftliche Aufregung versetzen. Und gleich finden sich Verleger für die von intelligenten Verbrechern niedergeschriebenen Aufzeichnungen und polemischen Erinnerungen. Der Schatten von Albert Olivo drängt sich auf, der seine Frau tödtete, sie zerstückelte, den verstümmelten Leichnam in einen Koffer packte, ihn von Mailand nach Genua trug, um ihn dort ins Meer zu werfen; der für alles Dies vom italienischen Schwurgericht zweimal freigesprochen wurde und die ersten freien Wochen sink dazu benutzte, in einem Buch mit unserem Cesare Lombroso zu polemisieren, der in seinem Prozeß als Sachverständiger erschienen war. Das ist doch das Höchste, was die Prozeßliteratur zu bieten vermag.

Das Publikum aber läßt diese Albernheiten mit wahrhaft coangelischer Gleichgiltigkeit über sich ergehen. Auf diese Weise bestärkt man in den Verbrechern doch nur den aberwitzigen Wahn, Uebermenschen zu sein, denen Alles leicht, Alles gestattet sei. Sie wissen ganz gut, daß jedes ihrer Worte und sogar ihr Bild in den Zeitungen und Büchern wiedergegeben wird. Vaccaite wird sich also danach erkundigen, ob auf den Boulevards seine Photographie große Abnahme findet, und Gabriele Bompard wird ihren Rechtsanwalt fragen, ob ihre Toiletten von der Presse günstig beurtheilt worden sind. Die von dieser neuen Verbrecheraristokratie in Verwirrung und Bestürzung gebrachten Redlichen beugen das Haupt, mehr aus Schwäche als aus Ueberzeugung. Sie hatten begonnen, sich für die Verbrechen zu interessieren, sie genauer zu betrachten und zu besprechen: und nach und nach sind sie zu der Ueberzeugung gelangt, daß ihr Gewissen schon die selbe bedauernswerthe Richtung wie ihre Neugier eingeschlagen

hat. Und zu dieser Literatur niedrigster Sorte, die, um die entartete Phantastie des Publikums zu befriedigen, die Schandthaten der großen Verbrecher zu den Ehren der Geschichte, der Poesie und der Legende erhebt,*) findet sich mancher berühmte Romancier bereit (Maurice Barres zum Beispiel), der für das nützliche Wirken der Waffe keinen Sinn hat, aber für die Roheiten der Verwageneu schwärmt. Aus dieser literarischen Atmosphäre fast krankhaften Interesses und intellektueller Sympathie steigt die Gestalt der großen, vom Nimbus der Berühmtheit umgebenen Delinquenten. Die Berühmtheit im Verbrechen entschuldigt, genau wie jeder Erfolg in der Welt. Einer, dem das Glück Millionen in den Schoß warf, der die Welt mit seinem Gold und Luxus blendet, braucht die Frage nach dem „Woher?“ seines Reichthums nicht zu fürchten; der Schlaue, der zur Macht gelangte und mit Gunstbezeugungen um sich wirft, nicht zu sorgen, daß der Ehrenhaftigkeit seiner Mittel lange nachgeforscht werde. So hört man auch nach einer verübten Mordthat kaum mehr den lezten Schrei der Opfer; unsere Phantastie bleibt von dem Zauber des interessanten Mörders gefangen.

Schluß.

Einzelne geistreiche, aber naive Leute haben den Vorschlag gemacht, der Presse Fesseln anzulegen, dieser Suggestion des Verbrechens eine Schranke zu setzen. Der französische Soziologe Aubry träumte davon, dem Uebel durch ein Gesetz zu steuern, das die Zeitungen zwänge, nur den einfachen Bericht über den Ausgang der Prozesse zu bringen. Aber abgesehen davon, daß diese einschränkenden Maßregeln nicht geeignet wären, alle anderen Verbreitungsgatten zu treffen, die neben den Zeitungen sich mit Verbrechen und Verbrechern beschäftigen: der einfache gesunde Menschenverstand sagt uns, daß diese Maßregeln entweder unmöglich oder wirkungslos wären.

Ich erinnere hier daran, daß Sir Edward Ralcliff, der Chefredakteur des „Morning Herald“, vor vielen Jahren in einem momentanen Anfall von Altruismus und beunruhigt von dem schädlichen Einfluß der gerichtlichen Verhandlungsberichte, in die Spalten seiner Zeitung keine Nachrichten mehr aufnahm, die von Verbrechen handelten. Nach kurzer Zeit jedoch mußte er, um dem Fallissement zu entgehen, seine Zeitung diesen Nachrichten wieder öffnen. Der Strom der Oeffentlichen Meinung zerschmettert leider Jeden, der sich ihm entgegenstellen will. Und wer glaubt, daß es möglich sei, den Geschmack des

*) Neben den nur wegen des Blutbergießens und der Pornographie geschriebenen schlechten Romanen, die von einem verübten Verbrechen ausgehen und dessen Erzählung übertreiben und entstellen, giebt es Gedichte, Lieder und Balladen, die das Leben der berühmtesten Missethäter wie das eines Helden verherrlichen. Ueber diese Art „Literatur“, die vielleicht ein Ausdruck der latenten kriminellen Tendenzen des Volkes ist, siehe Lombrosos Buch: „Der Mensch als Verbrecher“.

Publikums zu ändern, indem man durch ein Gesetz oder durch einen freiwilligen Entschluß die Art ändert, wie die Zeitungen redigirt werden. Der könnte sich eben so gut der Täuschung hingeben, die fliehende Zeit dadurch aufzuhalten, daß er die Uhr zum Stehen bringt. Ahmen wir also nicht jenen mittelmäßigen Politikern nach, die vor einem schwer zu lösenden Problem nichts Besseres zu thun wissen, als einschränkende Gesetze vorzuschlagen.

Die Abhilfe liegt nicht darin, daß man der Presse einen Knebel anlegt; sie schafft den Geschmack des Publikums nicht, sie sucht ihn nur zu befriedigen; und wenn sie unbewußt Schaden anrichtet, so entschädigt sie daneben doch wiederum überreichlich mit den ungeheuren Vortheilen der freien Diskussion. Die Abhilfe liegt bei uns: wir müssen mit allen Kräften gegen die Apotheose des sich immer mehr verbreitenden Uebels kämpfen; wir müssen trachten, ein stärkeres, edleres und gesunderes Gewissen zu bilden, das größere Genugthuung in der Erzählung guter Werke als in der Beschreibung grausamer und feiger Thaten findet; wir müssen trachten, uns so zu läutern, daß unser Sinn sich für die bescheidene Arbeit, für die stillen Leiden der die große Menge bildenden Namenlosen mehr interessiert als für die gewaltthätigen und verderbten Handlungen einer Verbrecherraristokratie, die zum Glück nur die kleine Minderheit ist. Und es ist wahrhaftig sehr taurig, daß heutzutage die Verbrechen aller Vergünstigungen moderner Verbreitungsmöglichkeiten und peinlich genauer Beschreibungen theilhaftig werden, während die höchsten Tugenden, die größten, nie erlahmenden Opfer, die härtesten Entbehrungen dem großen Publikum vorzuenthalten und von der Tagespresse kaum flüchtig beachtet werden. Und beachtet meist auch dann nur, wenn — Enrico Petri hat es in einem der prächtigen, hinreißenden Ausbrüche seiner Beredsamkeit gesagt — als letzter Protest der Selbstmord oder der Hungertod in den Straßen der Großstädte die herzlose Verderbtheit einer sogenannten menschlichen Civilisation ohrfeigt.

Turin.

Professor Scipio Sighele.



Man findet in dem Pitaval eine Auswahl gerichtlicher Fälle, welche sich an Interesse der Handlung bis zum Roman erheben und dabei noch den Vorzug der historischen Wahrheit voraus haben. Man erblickt hier den Menschen in den verwickeltsten Lagen, welche die ganze Erwartung spannen und deren Auslösung der divinatorischen Gabe des Lesers eine angenehme Beschäftigung giebt. Das geheime Spiel der Leidenschaften entfaltet sich hier vor unseren Augen und über die verborgenen Gänge der Intrigue, über die Rationationen des geistlichen sowohl als weltlichen Betruges wird mancher Strahl der Wahrheit verbreitet. Triebfedern, welche sich im gewöhnlichen Leben dem Auge des Beobachters verdecken, treten bei solchen Anlässen, wo Leben, Freiheit und Eigenthum auf dem Spiel steht, sichtbar hervor. (Schiller.)



Schülerelbstmord.

Ich war immer ein „schwieriger Schieler“. Das behauptete wenigstens, im reinsten Kulturdeutsch, mein letzter Direktor. Er hatte sicher Recht; aber war ich, war ich allein daran schuld, daß ich meinen Lehrern mehr Kummer als Freude machte? Ich entsinne mich „aus früher Kindheit dämmerhellen Tagen“ zunächst des Lehrers S., der uns immer mit dem Rohrstock auf die Pulsadern schlug (ich nehme jedes Wort auf meinen Eid). Ich entsinne mich des Lehrers G., der schwerhörig war und mit geballter Faust und gräßlichem Geberdenspiel vor dem Sextaner stand und brüllte: „Lauter! Lauter!“ Ich entsinne mich des Lehrers H. (er wurde später Direktor), eines frischen, jungen Herrn, der während der ganzen Stunde schrie, daß er kirschlorth im Gesicht war, und der, wenn er uns Quartaner überlegte, dazu die sakralen Worte sprach: „Liebe Seele, bucht Dich!“ und uns so viele Hiebe aufzählte, wie unser Name Buchstaben enthielt. (Fränkel, der eigentlich Alexander hieß, gab immer an, er heiße Nag.) Ich entsinne mich des Ordinarius der Tertia, Dr. R., der jede Bank mit einem Buchstaben, jeden Schüler mit einer Zahl bezeichnete und ein raffiniertes Haus Schlüsselkloppsystem erfunden hatte, in dessen Geheimnisse ich niemals einzubringen vermochte. Wenn er dreimal auf die Katheder klopfte, so hieß Das: „Grammatik auf!“, und wenn er viermal klopfte: „Federhalter nehmen!“ Noch jetzt sehe ich den hageren Schematiker nachts manchmal auf der Katheder stehen, höre ihn manchmal noch klopfen. Ich entsinne mich des Professors H., eines scheußlich häßlichen, zwerghaften Juden, der mich mit elementarem Haß verfolgte, weil er einmal gehört hatte, ich „sei Antisemit“. So rassenhaft benommen war dieser alte Mann, daß er das jugendliche Brausen wie eine Todsünde ahnden wollte. Ich entsinne mich endlich des gefürchteten Schulrathes, der während der Reifeprüfung mit so zäher Emsigkeit seine Nasenlöcher durchforschte, als handle es sich um die Ausbeutung einer Goldmine, und unseres schon erwähnten Direktors, der sich die Montanindustrie des alloerhrten Mannes zum Muster genommen hatte und auch in dieser Bethätigung excellirte. Natürlich habe ich auch bessere Lehrer kennen gelernt; aber die Zahl der körperlich und seelisch ungepflegten überzog. Und ich habe von zwei berliner Gymnasien, nicht etwa von Provinzanstalten gesprochen. Hier war doch vermuthlich schon eine Garde, eine Auslese thätig.

Diese Erinnerungen tauchten in mir auf, als ich vom Selbstmord des achtzehnjährigen Primaners Günther Stender las. Wie kam, daß dieser junge Mensch, vor dem das Leben noch lockend und leuchtend lag, vorzog, durch die dunkle Pforte zu schreien?

Eines Tages war, in der Pause vielleicht, ein Kamerad an ihn herangetreten. „Du, Günther, ich werde mit der verdamnten Mathematikaufgabe-

nicht fertig. Pamp' mir doch mal Dein Heft bis morgen; ich will mirs bloß mal ansehen." Und Günther gab das Heft. Hätte er's nicht gegeben, so hätten wir Alle, die wir jetzt lächelnd oder bitter lächelnd auf unsere Schuljahre zurückblicken, ihn einen ungefälligen, unjungen pedantischen Streber gescholten.

Günther gab das Heft und der Kamerad schrieb die Arbeit einfach ab. Die Kongruenz der Arbeiten entging dem scharfen Auge des Mathematiklehrers nicht und nach einigen Tagen erhielt Günthers Vaters den folgenden Brief: „Berlin, den ersten Juni 1908. Geehrter Herr! Ich halte es für nöthig (falls es Ihnen noch nicht bekannt sein sollte), mitzutheilen, daß Ihr Sohn sich scharfen Tadel dadurch zugezogen hat, daß er einem Mitschüler seine mathematische Arbeit zum Abschreiben geliehen hat. Dieser Mangel an sittlicher Reife ist bei einem Abiturienten nicht ohne Einfluß auf die Reifeprüfung. Dies zur gefälligen Kenntnißnahme. Ich bitte, mir den Empfang dieser Zeilen durch Postkarte baldigst mitzutheilen. Hochachtungsvoll ergebent Dr. Marcuse, Direktor.

Ich finde diesen Brief sehr pausbäckig. Ich vermisse in ihm jedes pädagogische Augenmaß, jedes Verständniß für die jugendliche Psyche. „Und Alles ohne Liebe.“ Einer Lappalie wegen tritt eine Lehrerkonferenz zusammen; einem Schüler, dessen Betragen bis dahin in den Zeugnissen stets als „lobenswerth“ bezeichnet wurde, wird mit der Zurückstellung vom Abiturientenexamen gedroht und der Mathematiklehrer schleudert ihm die Worte zu, der Fehler sei so schlimm wie der Stehler. Dies populär-juristische Sprichwort paßt nicht im Geringsten auf den Fall, denn der Fehler verwaht, meist aus egoistischen Motiven, ein einem Dritten entwendetes Gut, während der junge Günther ein uneigennütziger Geber war, als er gegen die Schulordnung verstieß. Ließ sich die Sache nicht weniger bombastisch, ließ sie sich nicht menschlicher erledigen? Der Fachlehrer konnte einfach sagen: „Sie versichern, daß Sie nicht geglaubt haben, daß Ihr Kamerad die Arbeit abschreiben würde. Da Ihre Führung bisher stets lobenswerth war, darf ich natürlich nicht annehmen, daß Sie Ihre Ehre durch eine Lüge bestücken, um einer Strafe zu entgehen. Trotzdem bleibt Ihre Handlungsweise ein Verstoß gegen die Schulordnung und ich ertheile Ihnen hiermit einen Verweis“. Das, glaube ich, hätte genügt. Hier aber wurde die Sache im schlechtesten Polizeistil behandelt. Der junge Mensch hat zwar bisher nicht gelogen, ist aber der Lüge dringend verdächtig, zum Mindesten hat er die Coequentialität, daß sein Kamerad die Arbeit glatt abschreiben würde, in sein Bewußtsein aufgenommen: und nun beginnt ein inquisitorisches Verfahren. Es gilt, die verletzte Autorität der Schule wieder herzustellen. So schreibt denn auch der erzürnte Schulmann dem Vater in einem Ton, der jede innere Theilnahme vermissen läßt. Auch der Vater, der einen solchen Sohn hat, ist schon bemakelt. Man sollte meinen, die unangenehme Mittheilung könnte durch ein freundlich bedauerndes Wort, durch ein Wenig humanitas und caritas gemildert werden. Unmöglich! Wo bliebe da die Autorität?

Günther Stender soll dadurch, daß er einem Kameraden eine Arbeit „zum Abschreiben“ (der junge Mensch hats bis zum Tod und durch den Tod gelehnet) geliehen hat, einen Mangel an sittlicher Reife bekundet haben, der nach der Ansicht des Direktors das Resultat der Schlußprüfung gefährden müßte. Sonderbar, daß sich in der Lehrerkonferenz Niemand erhob und sagte: „Meine Herren, machen wir uns nicht lächerlich! Die stupende Wichtigkeit, mit der wir diesen Fall behandeln, kann nur grotesk oder widrig wirken.“ Aber Bedekind hat eben gar nicht so arg übertrieben: als vor Kurzem ein anderer Gymnasiast sich das Leben nahm, fiel in der Lehrerkonferenz das Wort, er habe sich „durch diese frivole Handlung nur an seinem Lehrer rächen wollen“. Ein Wunder wars, daß der Verstorbene nicht noch zwei Stunden länger erhielt.

Es ist kein Zufall, daß in den letzten Jahren Romane über Romane erschienen sind, die der Schule den Prozeß machen und die Zerrüttung der Jugend durch die Schule schildern. Alle Gebildeten, alle Empfindende, fühlen, daß hier unschätzbare Werthe zerstört werden. Vor Allem aber müssen die Erzieher menschliches menschlich sehen lernen und das Büttelthum ablegen. Eine sorgfältigere Prüfung des „vorliegenden Falles“ hätte sicher zu etwas mehr Vorsicht und Rücksicht geführt. Ein achtzehnjähriger Jüngling, in der dumpfen Zeit wühlender Triebe, überreizt durch die Vorbereitung zum Examen, unter der Aufsicht eines herzkranken Vaters, den er schonen möchte, wird der Lüge geziehen, „Esel“ gescholten, mit Ausschließung von der Prüfung bedroht. Sehr verwunderlich ist das traurige Ereigniß nicht. Die individuelle Empfindlichkeit hat sich in den letzten Jahrzehnten ungemein gesteigert; und mit dieser Thatsache müssen alle Vorgesetzten rechnen, wenn sie gedeihlich wirken wollen. Gelingt es? Nein.

Wohlmeinende Männer aber erheben ihre Stimme und eifern gegen die Verweichlichung. Ich thue es auch, aber ich sage: Fort mit der Tradition des Bakels und fort mit dem Moralprophetismus! Bewegung, frische Luft und kaltes Wasser sind die besten Erziehungsmittel. Neulich hat ein Gymnasiast Expressbriefe an sich selbst geschrieben. Auch dieser Vorgang wurde „moralisch“ behandelt, auch dies Vergehen fand seine „Sühne“. Und doch gehörte es vor den Hausarzt oder den Schularzt, nicht vor den „Richter“. So muß man wohl sagen, denn der Fall Stender beweist ja, wie gern Pädagogen sich in die toga praetoria hüllen; sie sehen nur das Verbrechen, nicht den Verbrecher und können sich nicht entschließen, ins Land der Jugend zu gehen.

Auf all Das kann man freilich sehr pathetisch und effektiv antworten. Ich will das Cliché gleich geben: Beklagenswerther Einzelfall . . . Voreilige Generalisirung . . . Laienstandpunkt . . . Mangel an großen Gesichtspunkten . . . Ein ganzer ehrenwerther Beruf . . . frivole (nein, lieber nicht!), geschäftige Angriffe . . . Idealismus . . . Fahne der Wissenschaft . . . Königgrätz.

Eduard Goldbed.

Die Hochherrschaftliche.

Die Hochherrschaftliche gehört zu den liebsten Illusionen der Hausfrauen; besonders der Hausfrauen, die keine sind. Wenn so ein armes, von allem Kochtalent entblößtes Häscherl ein Inserat liest: „Hochherrschaftliche Köchin sucht Stellung; Küchenmädchen Bedingung“, so seufzt sie wohl voll Sehnsucht und Weid: „Ach, wenn man sich so Eine leisten könnte!“ Und ihre Blicke, gewohnt, über speckige Bäckereien zu gleiten oder sich in verpöbchten Saucen zu spiegeln, träumen von einer Wunderkrähe, in der Oregan, Verkürzungen und Schwarze Messen gekocht werden, in der eine strenge Künstlerin den eigenfinnigsten Blätterteig in die Höhe jagt und der rabbiatesten Rayonnaise verbietet, zu gerinnen. Allerdings kommt das Mittelhandshäscherl nicht oft dazu, über solche Inserate nachzudenken; denn die Hochherrschaftliche hält es im Allgemeinen unter ihrer Würde, durch die Presse für sich Reklame machen zu lassen. Sie vertritt die Ansicht, daß „wirkliche“ Herrschaften ihre Diensthoten nicht durch die Zeitung suchen, sondern daß der Inseratentheil nur von Arbeit gebender und Arbeit nehmender Pless besucht wird, hauptsächlich vom „Mädchen, das gut kochen kann“, und von der „Tüchtigen Köchin“. Von Weiden ist die Hochherrschaftliche durch einen Abgrund getrennt und außerdem noch durch den Chimborasso ihrer Verachtung, auf den sie jedesmal klettert, sobald solches mindere Küchengewürm ihr wirklich oder auch nur als Gesprächsthema naht. Napoleon und seine Brüder mögen sich zu einander in ähnlichen Distanzverhältnissen befunden haben.

Prinzessinnen werden auf dem Vermittlungsweg vermählt. Das heißt: durch Rath- und Vorschläge alter Damen beiderlei Geschlechtes. Bei der Hochherrschaftlichen geht es kaum anders. Portiers, Waschfrauen, Hausmeister und ähnliche Leute vermählen sie der Herrschaft, die ihnen passend erscheint, wenn auch nicht zum ewigen Bande, so doch für einige Zeit. Nur wenn die privaten Kuppler gar nichts finden, sucht sie, sehr malgré elle, eine Berufsvermieterin auf.

Ich brauchte vorhin, im Zusammenhang mit der Hochherrschaftlichen, das Wort „Diensthote“. Ich breiße mich, es zurückzunehmen; denn die Hochherrschaftliche ist niemals ein Diensthote, sondern immer ein „Fräulein“. Weh dem Fleischer, der Grünträmerin, der Eierfrau, dem Portier, die sich einfallen lassen, sie bei ihrem Rufnamen zu nennen! Die Lieferanten würden zur Strafe für diese lede Vertraulichkeit jedenfalls die Kundschaft verlieren und des Hauses redlicher Hüter hätte keine stolze Minute mehr. Denn die Hochherrschaftliche läßt sich nicht nur nach höfischer Art verkuppeln, sondern liebt auch das höfische Spiel der Intriguen; der erfolgreichen, versteht sich. Ihr Besitz dünkt ja meist (besonders am Anfang!) so köstlich, daß man ihr willig Alles und Alle opfert, damit nur sie bleibt.

Die deutsche Nation, die leider so viele ihrer Anschauungen und Vorstellungen allzu lange aus der „Gartenlaube“ bezog, hat sich, an der Hand optimistischer Erzähler, Humoristen und Lustspielreiber, ein ganz falsches Bild von der Hochherrschaftlichen und ihrer Psychologie gemacht. Im epischen wie im dramatischen Familienblatt spazierte sie stets mit einer großen weißen Schürze und blauem Haube herum, wurde von Generation zu Generation vererbt, nannte daher ihre Dame auch dann noch „unser gnädigstes Kounteßchen“, wenn diese Dame schon an beginnendem Dreißigbrand laborirte. Außerdem konnte sie die Kammerjungfer nicht

Leiden, sprach vom Diener mit sanftem Spott als von „Musjeh Jean“ und war im Uebrigen die Anhänglichkeit, Treue und Biederkeit in Person.

Ueber ihre Erscheinung und ihr Verhältnis zu „Musjeh Jean“ werde ich etwas später noch zu reden haben. Vorläufig möchte ich mich mit ihrem Ursprung und ihrem Aufstieg beschäftigen und ihre Vererbungsfähigkeit als groben Irrthum hinstellen. Kronjuwelen, Alkoholismus, Willkür, Schwindel und Paranoia mögen vererbt werden: die Hochherrschastliche nicht. Wie das Genie, so tritt auch sie sprunghaft in einer Generation auf und entschwindet. Andere mögen ihr folgen, aber nimmer folgt sie Anderen; die Fälle, wo eine Hochherrschastliche von der Mutter zur Tochter schreitet, sind selten wie Drillingsgeburten. Das mag, ganz ernsthaft gesprochen, zum Theil in physischen Ursachen begründet sein: der Dienst in einer großen Küche ist ungemein anstrengend und verbraucht die Menschen sehr schnell. Wie den Major in seinen kräftigsten Jahren der Blaue Brief, so fällt die Hochherrschastliche, oft noch vor der Matronenzeit, der gesüßelte „Köchinnenfuß“ (Das heißt: ein geschwollenes, offenes oder verjuzt'es Wein) an, das ihr nicht mehr erlaubt, längere Zeit am Feuer zu stehen.

Noch aber soll nicht von ihrem ruhmlosen Ende die Rede sein, sondern von ihrer Geburt; natürlich nicht von ihrer wirklichen, sondern von ihrer künstlerischen. Es wäre rührend, wenn ich von ihr melden dürfte, daß sie die ersten Schritte in einer Armeleutküche lernte, zwischen Kohl, Kartoffel und Rehluppe; aber ihre Göttlichkeit lag in keiner kulinarischen Krippe. Gleich Lothengrin darf sie von sich sagen, daß sie nicht aus Nacht und Leiden, sondern aus Glanz und Sonne herkommt. Fast immer empfängt sie ja ihre ersten Weihen in einer Prinzenküche, wo sie zuerst als Herd- und dann als Küchenmädchen herumgestoßen wird. Offiziell lernt sie dort: sie macht für die prinzipale Hochherrschastliche alle unangenehmen Vorbereitungsarbeiten und darf ungesehen zugucken, wenn die Meisterwerke mit dem Kochsöffel gedichtet werden. Ungesehen. Keine Köchin lehrt gern oder gar gut; ein altes Küchenfremdwort behauptet: „Kochen kann man nicht lernen; man muß es stehlen.“ Die wertende Hochherrschastliche stiehlt also das geistige Eigenthum der Anderen so gut sie kann und wird dafür nach mehrjähriger Dienstzeit mit einem glänzenden Zeugniß, auf dem das prinzipale Wappen prunkt, entlassen. Sie absolviert nun möglichst schnell ein paar bescheidene Stellen, um Routine zu kriegen, genau so, wie sich die jungen Schauspielerinnen in der Provinz einspielen, ehe sie an die Hauptstadt Bühnen kommen. Hat sie ihre Stadttheater (einsachere Millionäre oder großer Adel mit kleinem Einkommen) hinter sich, so beginnt, von heute auf morgen, ihr Abflug. Manchmal trägt er sie in ihre Prinzenküche zurück, wo sie nun als Dichterin erlebener Werke waltet und Andere herumstößt. Laster aber bleibt die Prinzenküche die große, nimmer erreichte Erinnerung ihres Daseins, eine Erinnerung, die sie vor sich selbst so hoch hebt, daß ihr Erscheinen in unprinzipalen Küchen fast wie ein Gnadenakt aufzufassen ist. Deshalb sie auch, wie ich schon erwähnte, nie ein Diensthote, sondern immer ein „Fräulein“ ist.

Wie das Fräulein aussieht? Ich glaube nicht, daß sie sich für eine „Galaxie, schwarzer Frauen“ besonders eignen würde. Bis sie zu Ansehen und Ruf einer echten „Hochherrschastlichen“ gelangt, liegt ja die erste, wohl auch die zweite Jugend hinter ihr und sie hat schon angefangen, ihre Gesundheit zu vermissen. Die „Hochherrschastlichen“ sind ja bekannt dafür, daß sie fast nichts essen (sie behaupten, die Dipe,

nehme ihnen den Appetit); dafür aber um so mehr trinken. Natürlich nicht Wasser. In Süddeutschland besonders ist die Trinkfestigkeit der Küchenfürstinnen berühmt; sechs bis acht Liter Bier täglich gehören nicht zu den Seltenheiten. So sieht denn das hochherrschaftliche Fräulein nervöser, streibbarer, wohl auch etwas gedumfener aus als das Erbstück der „Gartenlaube“. Sie trägt auch nur in der Küche die weißen Zeichen ihrer Macht, Schürze und mächtige Haube; gleicht im Civil einer betheulichen Bürgerfrau mit schwarzem Kleid, Capotehut und goldener Uhrkette. Oft vervollständigt sie diesen würdigen Anzug durch eine Perlenreihe falscher Zähne, vom einem ersten Zahnarzt (womöglich Amerikaner) angefertigt. Für Fräulein spielt Geld keine Rolle und ein Kassenarzt schon gar nicht; ihre regelmäßigen und erst recht ihre unregelmäßigen Bezüge erlauben ihr solchen kleinen Luxus.

In ihrem Verhältniß zum Hausgestube bekennt sie sich zu Dr. Stockmanns Grundsatz: „Der stärkste Mann ist der Mann, der allein steht.“ Nie und unter keinen Umständen wird sie sich mit einem Nebendiensthoben vertragen; nur Schwankdächter können sich einbilden, daß sie mit den Bedienten liebelt, nur das Familienblatt hält sie für gütig genug, in dem sanftspöttischen „Wasjeh Jean“ all ihrem Groll zu erschöpfen. Haß ist gekost, wo die Hochherrschaftliche auftritt: das ganze Personal haßt sie und sie haßt das ganze Personal. Sie verfehlt, die ihr unterstellten Herd-, Haus- und Küchenmädchen bis aufs Blut zu plagen, zu schinden, sie von früh bis spät zur Arbeit einzuspannen, ohne ihnen je ein gutes Wort zu gönnen. Sie verabscheut die Kammerjungfer, die nach ihrer Ansicht „den ganzen Tag faulenz!“; der Kutsher ist „ein gewöhnlicher Kerl, der in den Stall gehört“, und der Diener . . . Für sie und den Diener scheint der Herr das Wort gesprochen zu haben: „Ich will Feindschaft sehen zwischen Dich und das Weib!“ Der Diener ist der geschworene Feind der Hochherrschaftlichen; und ich wundere mich nur, daß Strindberg sich diese Nuance des Geschlechtshasses immer noch hat entgehen lassen, daß er nie das Drama der Küche schrieb, in dem der Bediente und die Köchin Krieg gegen einander führen, Krieg bis aufs Weiß Messer. Er haßt in ihr zunächst das selbständige, dann das anmaßende Weib, das ihn stündlich fühlen läßt, wie sie seiner Herrschaft entwachsen ist und mehr vorstellt als er. Sie haßt in ihm zunächst „den Faulenzler“ (nach ihrer Idee faulenzten nämlich alle Diensteleute) und (im Unterbewußtsein) den Escamoteur, der sie täglich um den persönlichen Erfolg ihrer Kunst betrügt. Sie haßt ihn da genau so, wie eigentlich der Dramatiker den Schauspieler hassen muß, der, obgleich nur Mittler, immer von Angesicht zu Angesicht steht und fühlt, wie der Andere wirkt, und den Dank einzustreut, der Jenem gebührt. Der Diener erleidet unmittelbar, wie das Diner gefällt, das er servirt. Die Hochherrschaftliche aber, die es schau! sieht in der Küche und ist auf seinen Bericht angewiesen. Ihre Verachtung für ihn, ihr latente Jörn kennt daher keine Grenzen; es giebt keine Infamie, die sie ihm nicht andichtet, keine Niederträchtigkeit, die sie nicht für ihn ausfindet. Und erst wenn sie ihn toll und blind gemacht hat vor Wuth (siehe Strindbergs „Waser“), klagt Inzuchtendheit in ihre Brust ein und läßt sie auslachen, wie Hegen lachen. Dann kommen Thänen und sie eilt zur Herrschaft oder zur Haushälterin; „Meine Stunde! Lieb' ich mehr in dem Haus! Da wär' man ja seines Lebens nicht sicher! Und für den R. 'nchen hab' ich gesorgt wie eine Mutter!“ Und wenn sie ihn-Weil-in den Koffer geschüttelt hätte (was übrigens auch vorkommt): immer wird sie behaupten, daß sie ihn wie eine Mutter betreut und gehätselt habe.

Für sie giebt es nur zwei Männer, die sie respektirt; ihr Brotherr gehdret nicht zu ihnen. Der eine ist der Koch an sich (nicht etwa irgend ein spezieller); vor der ruhmreichen Tradition des kochenden Mannes neigt sich ihr Hochmuth, der seinen weiblichen Rivalen duldet. Wenn aber die ruhmreiche Tradition sich einsallen ließe, ihr dreinzureden, sie nicht als ganz ebenbürtig zu betrachten, gäbe es auch hier Word und Totschlag. Der Andere, der ihrer stolzen Seele näher kommt, ist der Liebhaber. Natürlich hat Fräulein nicht einen gewöhnlichen Liebhaber wie andere, tief unter ihr stehende Köchinnen. Da giebt's keinen Soldaten, den man in der Küche versteckt und mit gemeinen Klößen füttert, keinen Arbeiter, der die Woche über schuftet und Sonntag zum Tanz oder zum Bier geht. Fräulein ist (dank ihren regelmäßigen und unregelmäßigen Bezügen) in der Lage, Männer von Distinktion zu lieben. Ich kannte Eine, die sich einem Major a. D. hielt. In der „Geschichte der männlichen Prostitution“ könnten die Erwählten der Hochherrschastlichen ein eigenes, sehr amusesantes Kapitel fallen.

Im katholischen Land verwebt die Hochherrschastliche nicht selten Liebe und Religion zu einem reizvollen Schmutz ihres Daseins. In solchen Fällen ist sie auf ein kerikales Wurfschlättchen abonniert, das lächtig auf Preußen und Juden loshaut, geht täglich in die Feilhmesse, oft zur Beichte, ist Freitag kein Fleisch, ist Mitglied des Dritten Ordens und glüht für den Hochwürdigen Herrn, der sie von ihren Sünden lospricht. Ich möchte diese zarten Beziehungen zur Religion nicht unter die Lupe nehmen, glaube aber nicht, daß die Kirche dabei zu Schaden kommt.

Fräuleins Verhältnis zu ihren vornehmen Brothgebern ist zwar, ob ihrer Unverträglichkeit, selten von langer Dauer, bleibt aber stets in höflichen Formen; Rüpelgenen, wie man sie mit niedrigerem Küchengewärm erlebt, sind ausgeschlossen. Man kommt eben nicht umsonst in einer Prinzenküche zur Welt. Andere Dienstboten halten zusammen, um aus dieser Eintracht heraus frech gegen die Herrschaft zu sein. Die Hochherrschastliche ist frech nur gegen Ihresgleichen und fühlt sich selbst geehrt durch den Adel und das Ansehen des Hauses, in dem sie dient.

Troy ihrer glänzenden Stellung, ihrem distinguirten Liebhaber und den anregenden Fehden mit dem Bedienten und dem übrigen Gefinde fühlt sich die Hochherrschastliche nicht immer glücklich. Wie andere Hochgeborene und Hochgestellte leidet auch sie mitunter an lyrischen Depressionen, träumt, inmitten höchster Macht, von den Reizen der Weltflucht und den Wonnen der Bürgerlichkeit. Karl V. ging in einer solchen Anwandlung ins Kloster von Sanct-Just, Marie Antoinette schuf den Hameau und Sachsens Luise floh mit Oiron. Die Hochherrschastliche aber, erfüllt von Sehnsucht nach einem stillen Leben mit kaltem Belag und ohne Nebendienstboten, geht in ein „gutsituirtes bürgerliches Haus“.

Die Gnädige hat freilich Bedenken: „Ich glaube doch nicht, daß Sie sich für mein Haus eignen. Sie sind jedenfalls sehr verwöhnt, immer nur bei großen Herrschaften gewesen; Sie finden sich bei mir gewiß nicht zurecht...“ „O, gnädige Frau! Ich will ja von den großen Herrschaften nichts mehr wissen. Da bringt Einen ja der Kerger ins Grab. Nicht die Herrschaft, o nein! Keine Fürstin ist die beste Dame von der Welt und für meinen Minister ginge ich durchs Feuer. Aber die Dienstboten. Das ist die Hölle auf Erden! Wenn Eins nicht gerade so schlecht ist wie sie selber, zu all ihren Lumpereien schweigt, die Augen zumacht, wenn die Bedienten den Wein saßweise stehlen, und den Frauenzimmern zu ihrer

Väterlichkeit hilft, nachher kann man nicht mit ihnen aushalten. Und darum habe ich mir gesagt: Lieber alle Arbeit selbst thun und trodenes Brod essen, lieber einen kleinen Lohn und weniger Nebenverdienste, aber nur endlich meine Ruhe! Mit der gnädigen Frau komme ich sicher zurecht; mit einer feinen Dame bin ich noch immer zurechtgekommen. Nur nicht mit dem ordinären Pack von Diensthoten. Gnädige Frau brauchen ja nur zu sagen, wie Sie Alles wünschen, ich werde mir gewiß alle Mühe geben; und so weiter.

Wo lebt die gutsituirte Bürgerliche, die diesen Sirenenstimm wiederstehen könnte, die sich nicht geschmeichelt fühlt, wenn eine Köchin, gewohnt, nur mit Fürstinnen und Ministern zu verkehren, sie für eine feine Dame hält? Der unselige Bund wird freudestrahlend geschlossen und das Unheil zieht ins Haus, gefolgt von einem Heerband von Koffern, Reiseförben, Huttschachteln und Plaidhüllen, dessen sich keine reisende english lady zu schämen hätte. Sogar Schmuckkassetten mit Bergirrschildfessern treten in die Erscheinung.

Die ersten Tage geht Alles in dalei júbilo und der Gnädigen, der bei den vielen Koffern schon ein Bißchen angst wurde, lächelt das reinste Glück. Die Hochherrschastliche spielt „bürgerliche Köchin“ mit dem selben Charme und der selben Lust, wie einst Marie Antoinette Schäferin spielte. Alles geht. Alles ist wunderschön. Fürstin und Minister sind vergessen; nur die Erinnerung an die Nebenbedienten ist geblieben und läßt die Begenwart doppelt friedlich erscheinen. Fräulein liefert kleine Kabinetsstücke, arbeitet, als wäre sie wirklich ein Diensthote, und erzählt dazwischen mit heiterem Munde, wie man ihr und ihrer Kunst in ihren verflochtenen Stellungen gehuldigt habe. Ein Botschafter (mit Vorliebe wählt sie den Französischen) und sein Leibgericht (mit Vorliebe nennt sie ein Österreichisches: Gulhas, Dampfnebeln, Rosenküchel) spielen eine Hauptrolle in diesen Erzählungen. „Immer, wenn der Französische Gesandte bei uns eingeladen war, hab' ich Gulhas (Dampfnebeln, Rosenküchel) machen müssen. Und jedesmal ist dann der Gesandte in die Küche gekommen und hat gesagt: „Fräulein, Niemand kann Gulhas (Dampfnebeln, Rosenküchel) so machen wie Sie!“

Man kann sich das Entzücken denken, das die gutsituirte Bürgerliche bei solchen Worten empfindet. Der Französische Gesandte, den sich das biedere Durchschmittsweib nur mots und heimliche Klaffe tausend vorstellen kann, liebt, als wäre er Herr Meyer oder Müller, die temperamentlose Nolligkeit der Dampfnebel? Talleyrand-Don Juan sehnt sich, statt nach Rosenwangen, nach Rosenkücheln; und seine Lippen brennen nicht von pfefferscharfen aperçus, sondern von einer paprizirten Sauce. Zu reizend, wie solche Menschlichkeiten „jeme Kreise“ in greifbare Nähe rücken! Fräulein weiß noch viele artige Schnurren dieser Art; denn sie versteht sich auf die Inzinkte des Bürgerthumes fast eben so gut wie August Scherl.

Arme bürgerliche Gnädige! Laß Dich durch Fräuleins Heiterkeiten nicht über den Ernst der Situation wegäuschen! Von heute auf morgen springt der Wind um und das Barometer Deiner Küche, Deines ganzen Haushaltes zeigt auf Sturm.

Blöthlich, von einem Tag zum anderen, ist in Fräuleins Augen Alles mangelhaft, was gestern noch tadellos dastand. An Allem findet sie zu mäkeln, zu nörgeln, jedes Stück, das Dir lieb ist, sezt sie mit einem hämischen Wort herunter, jede Anordnung, die Du triffst, findet einen höflichen, aber darum nicht minder verlegenden Widerstand.

„Das soll ein Küchenjind sein? Das ist ja nur ein Nachtkästel!“

„Das soll eine Rührschüssel sein? Die sieht ja aus wie ein Spudnapf!“

„Aus Schweineschmalz soll ich ausbacken? Ja, wie gnädige Frau befehlen! Aber ich hätte nicht gedacht, daß bei einer so feinen Dame aus Schweineschmalz ausgebacken wird!“

„Klops soll ich machen? (Sie spricht ‚Klops‘ fremd und vorsichtig, als hätte sie so Etwas noch nie in ihrem Leben gesagt oder gar gegessen). Ja, gewiß kann ich sie machen. Das wird ja nicht schwer sein. In meinen früheren Stellungen habe ich sie natürlich nie gemacht; aber ich weiß schon, daß es Leute giebt, die sie gern essen.“

Befähige die gutsituirte Bürgerliche Psychologie und Schneid (Weibes hat sie in diesen Fällen nie), so jagte sie ihre Hochherrschastliche schon bei der ersten Körperlei mit freundlichen Worten zum Teufel. Aber auch die klügsten und mutigsten Frauen werden der Hochherrschastlichen gegenüber dumm und feig und machen Konfessionen statt Krach. Und wie jede Subaltermnatur (Das ist Fräulein, trotz ihrer Prinzessinnenhaftigkeit und ihren befreundeten Botkchaftern), wird Fräulein um so unbotmäßiger, je mehr man nachgiebt, raßt besonders in Hohn und Zorn, wenn die Gnädige gar noch die modernen Vorzüge ihrer Küche erwähnt, die so viel Arbeit ersparen: die Warmwasserleitung, den Wascherb, die Wigrührschüssel und so weiter. Fräulein blüht über solche Lappalien hoheitvoll weg oder nennt sie spöttisch „Bettelzeug!“ Als echte Aristokratin haßt sie alle Neuerungen, besonders Neuerungen, die anderen Menschen das Leben erleichtern. Sie haßt jede Maschine, denn sie will einen Menschen als Maschine, ein lebendiges Küchenmädchen, das nicht nur die Kurbel eines Mandel-, Fleisch- oder Mayonnaisenapparates zu drehen braucht, sondern das vor ihren Augen, unter ihren Scheltworten nach alter Art rühren muß, bis ihm die Adern auflaufen, Mandeln reiben, daß es sich die Fingerspitzen blutig schindet, Fleisch haden, bis ihm die Arme erlahmen. Nicht die Maschine: der lebendige Mensch soll sich für sie und ihre Kocherei quälen; in ihrem Herzen bedauert sie lebhaft, daß nicht mehr wie früher die Mädchen das Wasser aus dem Hof heraufschleppen und das Holz selbst spalten müssen.

Nun verlangt sie jeden Tag eine Neuanschaffung, besonders Dinge, die möglichst unpraktisch sind, aber viel Geld kosten. Denn Geld hinauszuwagen, gedankenlos, nutzlos zu verschleudern, ist eine Lieblingsbeschäftigung der Hochherrschastlichen. Auch wenn sie weiter gar nichts davon hat, ist ihr der Gedanke sympathisch, daß ein Anderer verschwendet.

Berjage ihr schon die erste neue Spitznadel, o gutsituirte Bürgerliche, denn alle Nachgiebigkeit hilft Dir doch nicht! Und wenn Du ihr die Küche von oben bis unten voll Kupferkasserollen stellst (Kupfergeschirr ist ihr Traum, denn es ist unpraktisch, theuer und macht anderen Leuten viel Arbeit): die Trennungstunde rückt unaufhaltsam heran. Das Stöße, was doch schon fallen will, und ländige ihr jetzt den Dienst; denn in acht Tagen thut sie es.

Nun laufen die Ereignisse Galop. Wie sie einst von Bürgerlichkeit geträumt, träumt Fräulein jetzt von der Rückkehr in die große Welt, an den großen Herd. Wie sie einst ihre Nebendienstboten geschunden hat, schindet sie jetzt ihre Gnädige, ohne je den Respekt zu verletzen, aber mit einer Persidie, mit einer raffinierten Quengelsucht, die an Sabismus gemahnen. Und ihre Augen leuchten kalt und grau-sam, wie die Lamerlans.

Endlich kommt es zur Trennung. Mitunter (aber selten) wird sie von der Gnädigen gewünscht, die mit ihren Nerven zu Ende ist und sich schwört, lieber ihr Leben lang Kartoffeln zu essen als länger mit diesem Satan zu hausen. Oft aber tritt die Hochherrschastliche vor sie hin und spricht also: „Ich glaube, es ist besser, wenn ich gehe. Die gnädige Frau werden selbst sehen, daß wir nicht zusammenpassen!“

Der bürgerliche Traum ist zu Ende geträumt. Sankt-Just, Trianon, Girou heißen jetzt nur noch: „Fretterei.“ Fräulein schwört sich zu, daß sie nie mehr in ihrem Leben in so einen „Büchseiplatz“ gehen wird, und fällt, sammt ihren Koffern, Reisekörben, Plaidhüllen und Schmuckkassetten reumüthig wieder einem Minister oder Botschafter in die Arme. Wobei nicht ausgeschlossen ist, daß sie nach sechs Monaten, abermals von saustischem Bewegungsdrang gepackt, den Traum von Neuem träumen und durchleben wird. Die gutsituirte Bürgerliche aber, die dem hochbedachten Tagemeter nachsieht, weiß jetzt, daß nicht nur ein Haus, sondern auch eine Hochherrschastliche dem Menschen die berühmten zwei glücklichen Tage schenken kann: den ersten, wenn sie kommt, und den zweiten, wenn sie geht.

Mühslich verglimmt dann dies Helbenleben. Eines Morgens erwacht die Hochherrschastliche und hat in einem Bein ein seltsames Gefühl der Unempfindlichkeit; wenn sie steht, zieht und rückt es darin, wie mit Nadeln. Ein untrügliches Zeichen ist, daß nun der Zenith überschritten ist. Sie glaubt es zuerst natürlich nicht, doktort herum, läuft zu Natur- und Wunderkrägen; aber Keiner kann ihr mehr helfen. Der „Köchinnensuß“ muß zum Abstieg ausholen, der großen Küche mit ihrem anstrengenden Dienst endgiltig Valet gesagt werden. Ruhe und Schonung allein kann ihr noch frommen. Einzelne Ausnahmen, die in ihren Stellen ergrauten, dürfen, gleich greifenden Königinnen, von einem bequemen Behnstuhl aus, nach wie vor in ihrer Küche den Oberbefehl führen. Die Faustischen dagegen, die, im Genuß nach Begierde schmachend, in jedem Vierteljahr anderswohin taumelten, erstreben jetzt eine leichte Stelle, einen Kleinkramladen oder, als höchstes, Haushälterin zu sein, bei dem in Diensthotenkreisen (Fräulein wird nun ein Diensthote) so beliebten „einzelnen Herrn“. Einige machen es wie alte Cocotten und verschwinden in die Provinz, aufs Land, zu Verwandten, die sie sonst nie gekannt haben. Andere haben, trotz Alkohol und Herren von Distinktion, etliche Tausend Mark gespart und leben nun von ihren Revenuen und der Invalidentente. „Leben“ heißen sie es; früher, in ihrer großen Zeit, hätten sie es „verhungern“ genannt.

Nun ist das Bild völlig verändert. Sie, die nie mit eigener Hand ein Stück Kohle in den Herd schob, sie, die im Jorn Spargel bündelweise überm Knie zerbrach und dem Bedienten ins Gesicht warf, sie, die „Klops“ wie ein Fremdwort aussprach und wie einen Fremdkörper betrachtete, der den Kreislauf der Bornehmheit stört, sie dreht jetzt jeden Ridel dreimal um, ehe sie ihn ausgiebt. Und mit schmerzdem Wein kniet sie schwerfällig vor dem Kochofen ihres Stübchens, um Feuer anzumachen, das zu gleicher Zeit wärmen und ihr frugales Essen kochen soll. Wenn aus den paar armisälligen Briquettes die Flammen aufsteigen, künden sie ihr, was die verglimmenden Bergbündel dem Papst bei seiner Krönung verkünden: daß die Macht und die Glorie dieser Welt nur eitle Dinge sind.

München.

Carry Brachvogel.



Berliner Börse.

Wer an der Berliner Börse neulich das Kriegsgeflüster und die Concordiageschichte miterlebte, glaubte sich in die Lage des alten Barons Königswarter versetzt, der einst an der Wiener Börse als Souverain herrschte. Da geschah es einmal, daß ein „kleiner Hebräer“, der in Israel eine winzige Rolle spielte, Kreditaktien gab. Er gab und gab. Hundert, zweihundert, dreihundert. Um die Königswarte, den Thron des Finanzkönigs, flatterte erregt die Schaar der aufgeschreckten Speculanten. Der Baron mußte, als Mitglied des Verwaltungsrathes der Kreditanstalt, wissen, was die tosen Verkäufe zu bedeuten hatten. Aber er wußte nichts und staunte nicht weniger als die Andern. Rasch wurde einer der Trabanten aus dem Hofstaat zu dem Blankoverkäufer gesandt, um, im Namen Königswarters, vertrauliche Auskunft zu erbitten. Die gab er nicht, sondern sagte nur: „Das ist mein Geschäftsgeheimniß!“ Schließlich mußte, weil der Börse eine Panik drohte, der Baron selbst den immer heftiger agirenden Pflücker aussuchen. Nach langem Heilsuchen und Bersprechen enthüllte der Kleine dem Großen endlich das Geheimniß: „Heer Baron, wenn morgen Kredit steigen, ist mein Gebein nicht da.“ Tableau! Der Mann hatte verkauft, ohne eine einzige Aktie zu besitzen, nur in der Erwartung, die Börse werde verroths werden, eine Panik entstehen und er dann die Möglichkeit finden, sich bequem einzudecken. Ähnlich wars jetzt an der Berliner Börse. Da wurde einfach drauslosgesetzt; die Contreminne weiß ja, daß selbst das dümmste Gläubiger findet. Am Schiffahrtmarkt wurde den Fixern das Handwerk endlich einmal gelegt. In Packetfahrtaktien sind sie rito aufgeschwängt worden. Natürlich wollte Jeder wissen, warum Packetfahrtaktien fest seien. Die allgemeine Stimmung war gedrückt; nur die Ballinie zeigte steigende Tendenz. Ein Wigbold machte sich den Spaß, den Leuten zu sagen, die Regierung habe für den kommenden Krieg Schiffe gechartert. Diese Auskunft verbreitete sich wie ein Lauffeuer; und wenn nicht ein paar Benützte im Saal gewesen wären, hätten wir das schönste Spektakel erlebt. Das kritische Vermögen der Berliner Börse steht unter Bari. Einst war sie der Janustempel; ihr Aussehen zeigte, ob Krieg oder Friede sei. Heute liegt sie allzu oft auf der falschen Seite. Vor dem russisch-japanischen Krieg war London schon lange flau; Berlin blieb fest. Jetzt war London fest und Berlin flau. Drüben glaubte man, troy den bedrohlichen Anzeichen, nicht an Krieg; bei uns rechnete man mit der Möglichkeit schneller Mobilmachung. Die londoner Konjunktur waren ganz fest, als die Norddeutsche Allgemeine Zeitung den offiziblen Warnartikel („Zur Lage“) veröffentlicht hatte; und blieben fest. Auch Paris verrieth keinerlei Erregung. Nur Berlin ließ sich einschüchtern. Kriegsgefahr gab es mehr als einmal; daß es von da bis zur Kriegserklärung noch ziemlich weit ist, wissen die Engländer sehr genau; nach der londoner Stimmung darf man sich deshalb getrost richten.

Warum hat die Berliner Börse nicht mehr ihre alte Bedeutung? Weil die Großbanken ihr die Bewegungsfreiheit genommen, weil sie sich die Kontrolle der Speculation gesichert haben. Mit 20 bis 30 Millionen Mark Effekten beherrschen sie den Markt und ohne ihr Wissen, ihre mindestens stille Zustimmung fällt kein Blattchen vom Gistbaum. Paßt ihnen eine Sache, so „steigen sie ein“; und da die meisten Bankiers von den Großbanken abhängen und, wie böse Zungen behaupten, jeder Bankcommis spekulirt, fehlt es nie an den für die Transaktion nötigen Mitläufern. Haben die

Banken ihre Absicht durchgesetzt (also den Kurs in die Höhe gebracht, um eigene Bestände loszuwerden), so gehen sie „aus der Sache wieder heraus“ und überlassen dem Publikum, mit den nachher eintretenden Kursrückgängen sich abzufinden. Börsenstimmung, Börsenwetter wird heute in den Banken gemacht. Ein nettes Beispiel dafür ist die Concordiasache. In wilden Sprüngen kletterten die Aktien des Bergwerks Concordia in die Höhe. Um fünfzehn Prozent in zwei Tagen. Eben so rasch blühten sie dann zwanzig Prozent am Kurs ein. Was war geschehen? Nichts; nur behauptet worden, die Concordia werde von der Firma Krupp oder von der bayerischen Regierung angekauft werden. Solche Gerüchte hört und dementirt man schon seit Jahr und Tag. Glaubt aber auch, zu wissen, daß die Familie Daniel, die einen großen Theil der Concordia-Aktien besitzt, an einen Verkauf nicht denkt. Nun wurde die Verwaltung gescholten. Die blieb ruhig und verwies auf die Aufsichtsrathsitzung, die Klarheit bringen werde. In dieser Sitzung wurde die Verkaufsabsicht energisch bestritten und eine kleine Kapitalerhöhung angekündet. Damit war die Spannung gelöst und die Aktien lagen wieder still. Wer aber hatte die Hauffe bewirkt? Die Banken. Bona fido, versetzt sich. Sie wollten sich für die Kapitalerhöhung, deren Kommen ihnen natürlich bekannt war, Material anschaffen und gaben ihren Erfolgsmännern deshalb Kaufaufträge. Und die in die Pläne der Großfinanz nicht eingeweihten Bankiers wisperten ihren Freunden zu: „Bei der Concordia geht sicher Etwas vor.“ Natürlich wollte nun Jeder Concordia-Aktien kaufen. Einzelne Firmen bekamen Aufträge von ihren Kunden und konnten doch nur sagen, man kaufe zu spekulativen Zwecken. Motive unbekannt. Wie bei den ominösen Verkäufen von Kreditaktien. Die Banken gaben dann das Erworbene wieder her und strichen den Kursgewinn ohne Kummer ein. Den Letzten aber heißen die Hunde. Und der Letzte ist, wie gewöhnlich, Herr Omnes. Der hat die Aktien am zweiundzwanzigsten Juni um 15 Prozent höher bezahlt, als sie zwei Tage vorher kosteten; und zwei Tage später hat er 20 Prozent eingebüßt, weil die Banken aus ihren Engagements herausgingen. Nun bleibt abzuwarten, wie viel das Bezugsrecht der neuen Concordia-Aktien werth sein wird. Eine Million Mark wird zur öffentlichen Zeichnung aufgelegt werden. Das giebt eine Aktie auf neun alte; und wenn der Subskriptionspreis 250 betragen sollte, wäre das Bezugsrecht etwa 8 Prozent werth. Das wäre noch kein ausreichendes Äquivalent für das an den alten Aktien Verlorene.

Wenn sich um die Unterbringung neuer Emissionen oder um die Abstoßung alter Bestände handelt, gehts nicht ohne ein Wischen Stimmungsmache. Die Cirkulare, die von den Banken an die Kundschaft verschickt werden, sind Mittel zum Zweck. Schäumt die Begeisterung gar zu hoch auf, so gießt das nächste Kundschreiben Oel auf die Bogen; und versaut dann die Leinwand, so intervenirt man leise. Die Börse hat still zu halten. Bintsch-Aktien wurden zu 170 an die Börse gebracht. Die fand den Kurs zu hoch; doch was vermag sie gegen Karl Fürstenberg? Dessen Namen soll man nicht unnützlich brauchen; muß ihn heute aber oft nennen, weil, wie ich schon sagte, die Berliner Handelsgesellschaft die Führung übernommen hat. Sie ist nicht durch den Ballast und die Kosten vieler Depositionskassen gehindert und kann sich deshalb, wenns ihr drauf ankommt, frei bewegen. Die im April vorigen Jahres gegründete Aktiengesellschaft Julius Bintsch ist eine sehr gute Sache. Ob aber die Aktien, denen das im Dezember 1907 abgeschlossene erste Geschäftsjahr eine Dividende von 13 Prozent brachte, mit 170 Prozent nicht den-

nach zu hoch bewertet sind, ist eine andere Frage. Den Vorbesitzern wurden die Aktien zu 110 Prozent berechnet; und die Börse meinte, 150 wären zur Einführung gerade genug gewesen. Hohenlohe-Aktien wurden zu 196 aufgelegt und stehen jetzt auf 176. Das sind 20 Prozent weniger; vielleicht behalt'en Die also Recht, die mit dem ersten Kurs der Pintsch-Aktien nicht zufrieden waren. Freilich: Hohenlohe hat nie mehr als 11 Prozent Dividende gegeben und Pintsch gleich im ersten Jahr 13 Prozent. Solcher Anfang läßt die rosigsten Hoffnungen aufkommen.

Leicht würde nicht sein, der Berliner Börse größere Selbständigkeit zu schaffen. Wenn eine große Zahl ausländischer Papiere, über die unsere Banken nicht schrankenlos verfügen, in Deutschland eingeführt würde, bekämen wir vielleicht ein für die Spekulation freies Feld. Wegen die Heranziehung solcher Effekten regt sich aber manches Bedenken. Wer kontrolliert die Verhältnisse dieser Gesellschaften und bewahrt das Publikum vor wertlosem Schund? Die einführende Firma käme bald unter die Herrschaft der Banken; und fehlt die Firma, so fehlt auch Kontrolle und Bürgschaft. Wie Einer, der lange in Gefangenschaft war, die Freiheit zunächst nicht als ein Geschenk, sondern als eine Last empfindet, so würde die befreite Spekulation sich vielleicht wieder ins Joch zurücklehnen. Oft habe ich hier vor überwältigender Hoffnung auf die Börsenreform gemauert. Mit der Freigabe des Terminhandels, sagte ich, sei Etwas, aber nicht Alles erreicht. Jetzt sieht es Jeder. Die Börse kann durch Erleichterungen, die ihr das neue Börsengesetz gebracht hat, den alten Glanz nicht zurückgewinnen. Auch der Wunsch, alle Börsestransaktionen bei offener Bühne vorzunehmen, ist schwer zu erfüllen. Mancher hat sich schon an der dunklen Rampe oder am eisernen Vorhang den biden Kopf gestoßen. Dabei giebt's in Berlin an der Börse mehr geschäftskundige Leute als, zum Beispiel, in Hamburg, wo doch mehr „los zu sein“ scheint. Scheint: die Hamburger Börse ist eben allgemeiner Treffpunkt. Wer irgendwie geschäftlich zu thun hat, ist da zu finden; auch der Rechtsanwalt und der Waarenagent. Die Zahl der eigentlichen Börseleute ist in der hantischen Börsehalle recht klein. In Hügels Berliner Haus dagegen wimmelt's von Kennern, die leider meist nur nichts Rechtes zu thun haben. Auf keinem anderen Effektenmarkt wird in so vielen Papieren gehandelt wie in Berlin; und doch ist diese Börse kein mächtiger Faktor. Auch in New York wird die Tendenz von den Großen bestimmt und der Börseneinfluß ist ziemlich gering. Die Gegensätze zwischen den Führern der Gruppen, von denen in Europa so viel geredet wird, giebt's in der gemeinen Wirklichkeit gar nicht. Die Eisenbahnmagnaten einigen sich gewöhnlich über die Taktik des nächsten Tages; die Börse mag sich dann damit abfinden. Doch in Amerika ist man auf allen Gebieten an die Herrschaft der kapitalkräftigen Persönlichkeit gewöhnt und die Abhängigkeit der Börse von den Dollarmajestäten paßt in das ganze Bild. In Berlin sah es früher anders aus. Das Geld, das die Industrie-gesellschaften der Börse gaben, regte zu Geschäften an und speiste die Spekulation. Jetzt ist die Industrie den Banken eng verbündet. Die Industrie-gesellschaften sind nicht mehr so liquid wie in den stilleren Zeiten, da es noch keine Interessengemeinschaften, Concerns, Fusionen gab. Der Betrieb verschlingt große Summen; und man ist meist schon froh, wenn man bei den Finanzinstituten nicht zu tief in der Kreide sitzt. Die Laurahütte ist die einzige Gesellschaft, der man heute noch nachsagt, sie unterstütze die Börse.

Im Großen nichts zu leisten, so mußte man doch im Kleinen versuchen,

Die Spekulation sieht gern Ziffern; sie rechnet und kombinirt gern. Deshalb interessieren alle Betriebsausweise, mögen sie von amerikanischen Eisenbahnen, deutschen Klein- und Straßenbahnen oder von Industrie-Gesellschaften kommen. Dieses Bedürfnis könnte reichlicher befriedigt werden. Weniger wichtig als die monatlichen Ergebnisse der Eisenbahnen Schipkau-Finsterwalde oder Königsberg-Cranz sind die Ausweise der Montan-Gesellschaften. Wenn die am Monatsende, statt, wie jetzt, am Quartalschluß, veröffentlicht würden, gäbe es immer „Kutshentisches“ zu beachten und zu berechnen. Die Spekulation wäre stets en vedette und in den Börsenjaal käme stärkeres Leben. Die Thatsache, daß es an der Berliner Börse keine großen Spekulanten mehr giebt, zwingt nicht zu schlaffer Resignation; man muß die Kleinen nur nicht gar zu selten mobil machen: sonst werden sie stumpf und lahm. *Sad on.*

Kriegsstimmung im Berliner Börsenjaal: Das ward seit der Zeit kaum noch erlebt, an die Remus der Weise dachte, wenn er sprach: „Damals hätte man Terrains kaufen müssen!“ Sonst kimmerte man sich in der Burgstraße gar nicht mehr um Politik; lächelte von der Höheher über die Leute, die all das Gerede und Gethue ernst nahmen. Jetzt, plötzlich: Kriegsstimmung. Leider auch Kriegsfurcht. Daß Viele für die deutschen Anleihen zitterten und ihren Besitz loszuschlagen, war nicht gerade schön; kein erbauliches, kein patriotisches Schauspiel. Daß die Mächtigen nicht kräftiger intervenirten, bewies aber, wie ungesährlich man oben die Lage fand. Und die Reichsbank, die eine Weile Kriegspolitik zu treiben schien (wöl' ne, rop ansegnitayent' wöl'sosepano, oik' wate kicht erntedrigte), setzte den Diskont herab und zeigte damit, daß sie sich auf normale Zeiten einrichte. Allmählich beruhigten sich die Gemüther denn auch wieder. Neue Emissionen, für den Staat und für die Industrie; da braucht man hellen Himmel und sorgenlose Seelen. Ein Kluger gab die Parole aus: Bluff! Hats nicht auch Marxshall gesagt, unser Marxshall, für den wir einst schwärmten (als er die inzwischen beseitigten Handelsverträge machte)? Alles nur Bluff! Rußland braucht eine neue große Anleihe. Die werden die Franzosen nicht leicht schluden. Die kann Clemenceau, mit seiner Vergangenheit, auch nicht leicht empfehlen. Die muß mit besonderer Würze deshalb schmachtig gemacht werden. Denn England will sie natürlich nicht übernehmen. King Eduard kann immerhin aber Etwas für sie thun. Den Franzosen Muth und Appetit machen. Anglo-franko-russischer Dreibund: Das ist mal was Neues. Das zieht für ein hübsches Weilchen. Diese Suggestion ist so stark, daß die Pariser wieder den Beutel öffnen. Darum die Begegnung in Reval; darum fährt Fallières nach Petersburg. Daß dieses Register mindestens zwei Böcher hat, daß eine russische Anleihe heute gar nicht so schwer unterzubringen und den Briten die Befriedigung russischer Geldnoth noch vor ein paar Jahren ungemein gleichgiltig gewesen wäre: durch solche Erzwungung ließ man sich die Trostfreude nicht trüben. Wers sein will, ist rasch getrübet. Schon regt sich sacht wieder der alte Optimismus. Die Ernte wird, nicht nur in Deutschland, ungewöhnlich gut. In den letzten zwei, drei Jahren ist nicht viel unternommen worden. Die Bevölkerungsziffer aber weiter gestiegen; und die neuen Menschen brauchen Unterkunft und Nahrung. Der Aufschwung wird, paßt nur auf, wieder vom Baugewerbe ausgehen. Wer weiß, ob wir nicht schon 1909 eine neue Hochkonjunktur haben? Himmelhoch jauchzten, die gestern noch zu Tode betäubt waren; nur wagen sie noch nicht recht, sich zur That zu rüsten. Aber die Kriegsstimmung ist ziemlich verschwunden. Wenns einmal Ernst wird, wenn Germania wirklich das Schwert ziehen muß, wird die Schicksalsstunde, so dürfen wir hoffen, die Börse in würdigerer Fassung finden.

Max Ulrich & Co., Kommanditgesellschaft
auf Aktien.

Bankgeschäft, Berlin SW. 11, Königgrätzerstr. 45.

Fernsprecher: Amt VI:

No. 475 Direktion.

" 7933 Kasse u. Effektenabteilung.

" 7514

" 7515 Kuxenabteilung.

" 7916

Spezial-Abteilung für Kuxe und unnotierte Werte.

Telegramme: UIRLCOA.

Reichsbank-Giro-Konto.

Ausführung aller ins Bankfach einschlagenden Geschäfte.

9-1 und 3-5 Uhr.

**„Euryplan“** Doppel-Anastigmat

in der Serie F. 64, F. 65, F. 6 & F. 45

D. & P. 125742. Nr. 87042.

Schulze & Billerbeck

Katalog gratis

Berlin SO. 38, Reichenberger Strasse 121 E.

**Prof. Dr. Schleich's**
Wachspastenpräparate

Berlin SW. 61

Gneisenaustr. 109/110 „Jadestempel Bek-Nimm“

Wachspasta Dose von Mk. 1,30 an.**Kosmet. Hautcrème** Tube 60 Pfg. und 1,- Mk.**Wachsmarmor-Seife** 1/2 Kilo 80 Pfg.

1 Kilo 1,50 und 1,75 Mk.

Wachspasta-Seife

Erhältlich in Apotheken, Drogerien, Parfümerien.

Man erbittet kostenlos Broschüre **Z.**

nur: Orthozentrische Kneifer-Gesellschaft m. b. H., Potsdamerstr. 132.

Vorsicht! nicht Ecke Eichhornstrasse!

Nur der Stempel „O.Z.“ garantiert für den Original-Kneifer der Orthozentrischen Kneifer-Gesellschaft m. b. H. Dieser Kneifer ist geschützt durch viele Auslandspatente und D. R. G. M. Alleinverkauf

**Photo-Apparate!**

Ausschliesslich Originalmarken und ausschliesslich mit Goerz- und Meyer-Anastigmaten ausgestattet

gegen monatliche Amortisation.

Ohne unseren neuen Katalog B.P. der wir jedermann umsonst und frei übersenden, kauft man photographische Apparate unbedingt **voreilig.****Stöckig & Co., Hoflieferanten**

DRESDEN A. 16 und BODENBACH I i. B.

Goerz-Trübler-Einzelobj., Franz. Ferngläser, Vergrößerungs-Apparate. — Erleichterte Zahlung.

Berliner-Theater-Anzeigen

Friedr. Wilhelmst. Schauspielhaus

Freitag, den 3., Sonnabend, den 4., Sonntag,
den 5., Montag, den 6., Dienstag, d. 7./7. > U.

Die Diebin.

Weitere Tage siehe Anschlagssäule.

Chat noir

Friedrichstr. 165 Ecke Behrenstr.
Dir. **R. Nelson**, Tägl. 11—2 Uhr Nachts.

Gast-
spiel **Mela Mars**

und **Béla Laszky**

Ida Perry, Willi Hagen etc.

Metropol-Theater

Allabendlich 8 Uhr.

Das muss man seh'n!

Grosse Revue in 4 Acten (14 Bildern) von
Jul. Freund. Musik von Victor Joffe u. a.

Guido Thielscher a. D.

Henry Bender

Fritz Massary

Jos. Joseph

Fritz Schenke usw.

Schriftstellern

bietet sich vorteilhafte Gelegenheit zur

Publikation ihrer Arbeiten in Buchform.

Anfragen an den Verlag für Literatur, Kunst
und Musik, Leipzig 61.

Restaurant und Bar Riche

Unter den Linden 27 (neben Café Bauer).

— Treffpunkt der vornehmen Welt —

Die ganze Nacht geöffnet.

Künstler-Doppel-Konzerte.

Seession

Kurfürstendamm 208.209.

Geöffnet täglich 9—7 Uhr. Eintritt 1 M. Sonntags von 2 Uhr ab 0,50 Mk.

M. Marx & Co. Foreign Bankers

(An- und Verkauf von an der Londoner Börse gehandelten Wertpapieren.
Auskünfte kostenfrei.)

London E. C.

Gresham House Old Broad Street.



Telegraphic Address:



Offerendos, London.

An ehemalige Mitglieder des preussischen Beamtenvereines zu Hannover.

Unterzeichneter hat ein grosses Interesse daran, Adressen ehemaliger Mitglieder obigen Vereines (dessen Protoktor S. Maj. ist) zu erfahren und bittet besonders um solche, die im Vertrauen auf die Macht des Protoktors mehr als 1/2 ihrer Ersparnisse verloren haben.

B. Rheinisch, Ingenieur, **Görlitz**, Hospitalstr. 204

Zur gefl. Beachtung!

Der heutigen Nummer liegt ein Prospekt bei der

Cigarren-
Fabrik

F. Hagedorn & Söhne, Bremen.

Wir bitten dem Prospekt freundl. Beachtung schenken zu wollen.

Insertionspreis für die 1 spaltige Nonpareille-Zelle 1,00 Mk.

Berliner-Theater-Anzeigen

Kleines Theater.

Freitag, den 3., Sonnabend, den 4., Sonntag,
den 5., Montag, d. 6., Dienstag, d. 7./7. 8 U.

2 mal 2 = 5.

Weitere Tage siehe Anschlagzettel.

Verfasser

von Dramen, Gedichten, Romanen etc. bitten wir, zwecks Unterbreitung eines vortheilhaften Vorschlags hinsichtlich Publikation ihrer Werke in Buchform, sich mit uns in Verbindung zu setzen.

21/22 Johann-Georgstr. Berlin-Halensee,
Modernes Verlagsbureau (Curt Wigand).

Neues Operetten-Theater

Schiffbauerdamm 25.

Ab 1. Juli bis 1. August geschlossen.

Victoria-Café

Unter den Linden 46
Größtes Café der Residenz
Sehenswert.

Soeben erschienen: **Hans Erich Freiherr v. Hetz, des morschen Grafen Tagebuch**

Motto: „Unsere Aufgabe ist nicht das Verschweigen, das Verhüllen, sondern das Darstellen, das Ausmalen.“ **Hugo Steinitz Verlag, Berlin SW. 68.**

Schriftsteller

Bekanntester Verlag über. literar. Werke aller Art. Trägt teils die Kosten. Auss. günstig. Bedingungen. Offerten sub. Z. G. 500. an Haasenstejn & Vogler A.-G., Leipzig.

Gegr. 1880. **Otto A. Koch Nachf.** Inhaber: **George Koch**

Berlin C2., Spandauer-Brücke 8.

Elegante Damenhüte

Auswahlendungen auch nach Aussenhalb. Referenzen erbeten!

Societät Berl. Möbel-Tischler

Ad. Tilzer, Jerusalem Kirche 3, Berlin SW.

Möbel für vornehme Wohnungs-Einrichtungen

Ausstellung stilgerechter: Wohn-, Speise- und Schlafzimmer in den neuesten Holzarten. Lager aller Kunstmöbel. Polstermöbel. Dekorationen.

Eine kl. Gruppe v. Schriftstellern

(Herrn u. Damen) will ein Landhaus (Nähe Stadt) z. stek. Verfügung mieten u. sucht hierzu Beteiligung. Off. unt. 2381. an die Expedition der Zukunft. Berlin SW. 48.

In Sehnsucht nach Menschenwert

und Menschenwort sucht eine einsame Frau ernstn. anregenden Briefwechsel. Briefe unter 2385 befordert der Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48.



Photographieren Sie,

wie es Dr. Vogels Taschenbuch den Anfänger lehrt. In über 60000 Exempl. verbreitet. M. 2.50. Verlangen Sie Probeheft der Amateurreisenschrift „Photograph. Mitteilungen“ vom Verlage

••••• Gustav Schmidt, Berlin W 10.



Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7.

Apostata

von **Maximilian Harden.**

7. bis 8. Tausend, 2 Bände à Mark 2.—,
Inhalt vom I. Band: Phrasien. Die
 Schuhkonferenz. Kollege Bismarck.
 Gips. Genosse Schmalfeld. Franco-
 Fusse. Der Fall Klausner. Die beiden
 Leo. Der heilige Rock. Das goldene
 Horn. Der korsische Parvenu. Der
 heilige O'Shea. Nicla und Erturt.
 Mahadé. Die ungehaltene Rede. Eine
 Mark Fünfzig. Trüffelparée. Verein
 Uelzweig. Sommerfeld's Rächer. Su-
 perno lex. Wie schätze ich mich ein?
Inhalt vom II. Band: Bei Bismarck
 a. D. Lessings Doublette. Manpassant.
 Der Fall Apostata. Gekrönte Worte.
 Die romantische Schule. Menuet. Sha-
 Ma-Than. M. d. R. Eroica. Der ewige
 Barabas. Sem. Dynamistik. Der
 Euss. Kircheuvalter Strindberg. Der
 Entenleich.

Jeder Band 8. 14 Bogen elegant broschiert.
 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Dr. Möller's Sanatorium

Brosch. fr. Dresden-Lochwitz. Prosp. fr.

Diätel. Kuren nach Schroth.



Sanatorium

Schloss Ueberlingen
 am Bodensee in Baden

540 m. über dem Meer in herrlich
 walddreich Lage, mit Alpenpanorama.
 Auch zur Erholung u. Nachkur.
 Physikal.-diätet. Heilweise nach
 Dr. Lahmann. Grosse Luft-
 Sonnen- u. Seebäder. Das ganze
 Jahr offen. Prosp. frei.

Stottern

de zahlen 3—6 Monate
 nach Heilung, best. Gar-
 antie. C. Buchholz,
 Hannover 2. Schulstr. 11.

Zweite vermehrte Auflage.

Dr. W. Rudeck,

Geschichte der öffentlichen Sittlichkeit in Deutschland.

514 Seiten m. 58 interess. Illustrationen 10 M.
 Leinwand 11,50 M., Halblein 12 M.

„... Offenbart sich diese göttliche Rück-
 sichtslosigkeit und völlig schmerzlose Nackt-
 heit genügend im Text, so bedauern wir nur
 die Wahl des Titels, welcher d. Gesch. der
 öffentl. Unsittlichkeit hätte heißen müssen.
 Dies Werk enth. d. beste Satire der gut. alten
 Zeit u. zeigt d. moralischen Fortschritt geg.
 früher.“ (Berl. Klin. Monatsschr.)

Prospekte u. Verzeichnisse über kultur- und
 sittegeschichtl. Verlag gratis franko.

H. Barsdorf, Berlin W 30.,
 Landshuterstr. 2.



Herz Stiefel

berühmt durch Solidität
 mit dem Herz auf der Sohle
 Liebling der vorzügliche Passform.

Eingetrocknet von der
FRANKFURTER SCHUH-FABRIK A.G.
 Otto Herz & Co.



Cabinet-Corner
Graeger-Sekt
 Gold Silber
 Zu beziehen durch
 die Weinhandlungen

Carl Graeger
 Sekt-Kellerei
 Hochheim a. M.

Ehe-schliessungen England

rechtmäßige, in
 Prosp. fr.; verschlossen 50 Pfg.
Froek & Co., London, E. C. Queensstr. 90/91.

Berliner Terrain- und Bau- Aktiengesellschaft.

Bilanz per 31. Dezember 1907.

	Aktiva.	ℳ	ℳ
Berliner Grundst. u. Gebäude-Cto.	3.50 00	—	—
Terrain-Conto Steglitz	7652362	50	—
Bau-Conto	2097640	38	—
Steine-Conto	41145	45	—
Bau-Inventar-Conto	—	—	1
Bureau-Inventar-Conto	—	—	1
Versicherungs-Prämien-Conto	—	—	733 31
Kautions-Effekten-Conto	126738	61	—
Effekten-Conto	29610	—	—
Conto für gedeckte Forderungen	1668992	63	—
Conto-Corrent-Conto	2217106	02	—
Kassa-Conto	22109	72	—
	18.618.78	—	—
	Passiva.	ℳ	ℳ
Aktien-Kapital-Conto	7500000	—	—
Reservfonds-Conto	1130000	—	—
Hypotheken-Conto I (Berlin)	2130000	—	—
Hypotheken-Conto II (Steglitz)	4397000	—	—
Terrain-Conto Steglitz	859099	99	—
Kautions-Conto	126738	61	—
Bauzinsen-Conto	120	—	—
Dividenden-Conto	480	—	—
Conto-Corrent-Conto	19384	07	—
Gewinn- und Verlust-Conto	1.2478	11	—
	18.618.00	18	—

Berlin, den 21. Juni 1908.

Berliner Terrain- u. Bau-Act.-Ges.
 Schreiber. Sydow.

**Umtausch von 3 % und 3 1/2 % Pfandbriefen der
National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft
e. G. m. u. H.
in Liquidation
in 3 3/4 % und 4 % Pfandbriefe der
Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft.**

Den Inhabern von 3 % und 3 1/2 % Pfandbriefen der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** offerieren wir hiermit den Umtausch in 3 3/4 % und 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** unter den nachstehenden Bedingungen:

1. Gegen **nom. Mk. 100.—** 3 % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** mit Zinsschein per 1. Januar 1909 werden **nom. Mk. 100.—** 3 3/4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** mit Zinsberechtigung vom 1. Oktober 1908 ab gewährt.
2. Gegen **nom. Mk. 100.—** 3 1/2 % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** mit Zinsschein per 1. Januar 1909 werden **nom. Mk. 100.—** 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** mit Zinsberechtigung vom 1. Oktober 1908 ab gewährt.
3. Den durch den Umtausch entstehenden Schlussnotenstempel trägt die unterzeichnete Gesellschaft.
4. Die umzutauschenden Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** sind bis spätestens **15. September d. J.** bei der unterzeichneten Gesellschaft **vormittags in der Zeit zwischen 10—1 Uhr** unter Beifügung arithmetisch geordneter, doppelter Nummerverzeichnisse einzureichen.
5. Das Porto für die Ubersendung der umzutauschenden 3 % und 3 1/2 % Pfandbriefe der **National-Hypotheken-Credit-Gesellschaft e. G. m. u. H. in Liquidation** und für die Rücksendung der dagegen vom 1. Oktober d. J. ab auszuliefernden 3 3/4 % und 4 % Pfandbriefe der **Berliner Hypothekenbank Aktiengesellschaft** trägt die unterzeichnete Gesellschaft.

Berlin, den 27. Juni 1908.

Boden-Aktiengesellschaft Berlin-Nord.

Busch. Fenner.

Das Passage-Kaufhaus. Ueber dieses grosse Unternehmen, in welchem zum ersten Male das Prinzip des Warenhauses auf eine Vereinigung von Spezialgeschäften übertragen wird, ist im Verlag der Zeitschrift „Deutsche Confection“ eine Broschüre, betitelt „Eine Etappe“ erschienen, die in äusserst lehrreicher und interessanter und auch für den Laien verständlicher Art das Wesen dieses riesigen Unternehmens behandelt. In dem Bilde befinden sich einige Abbildungen des gewaltigen Gebäudes, das nunmehr seiner Vollendung entgegengeht. Ein besonders interessantes Bild bietet die riesige Kuppel, in welchem das Passage-Kaufhaus einen Lichthof besitzt, der von keinem Warenhause der Welt erreicht wird. Zum ersten Male wird man in diesem Gebäude auch beim Einkauf aller möglichen Waren Gelegenheit haben, in wundervoll ausgestatteten Sälen musikalischen Vorführungen und Konzerten beizuwohnen, sowie in grossen Ausstellungssälen periodische Ausstellungen von solchen Gegenständen, die im Warenhaus im allgemeinen nicht feilgeboten zu werden pflegen, z. B. Automobilausstellungen, Sportausstellungen, Blumenausstellungen und ähnliche Veranstaltungen zu sehen. Die Eröffnung des Passage-Kaufhauses in Berlin findet im Herbst dieses Jahres statt.



Wasser- und Höhenluftkuren (Syst. Knelpf). Luft, Sonnen- u. elektr. Bäder, Sommer- u. Wintersalon. 62) m ü. M. Subalpines Klima. Wohnung u. Verpflegung für jedl. Ansprüche in Sanatorium, Anstalt, Hotels, Pens. u. Villen. 2 Stund. v. München-Augsburg entfernt. Frequenz 1907: 8450 Personen. Prospekte und Auskünfte frei durch den Kurverein.

Sanatorium von Zimmermannsche Stiftung Chemnitz.

Diät; milde Wasserkur; elektrische und Lichtbehandlung; seelische Beeinflussung; Zanderinstitut, Röntgenbestrahl., d'Arsonvalisation; heilbare Winterluftbäder; behagliche Zimmereinrichtung. Behandlung aller heilbarer Kranken, ausgenommen ansteckende und Geisteskranke. Illustrierte Prospekte frei.
Chefarzt Dr. **Loebell**.

Nervenschwäche der Männer

Ansföhrliche Prospekte mit gerichtl. Urteil u. ärztl. Gutachten gegen Mk. 0,30 für Porto unter Couvert Paul Gassen, Köln a. Rh. No. 70.

Wie gewinnt man neue Lebensfreude? oder das Sexual-Nerven-System des Menschen und dessen Ausrischung und Kräftigung durch ein geeignetes Verfahren. Broschüre von Dr. Pöche geg. 25 Pf. frei. **Gustav Engel**, Berlin W. 150, Potsdamerstrasse 131

Im Lande Wilhelm Tells

eröffnet sich mit Juni 1908 ein herrlicher Aufenthaltsort für Deutsche: GRAND HOTEL **Burgfluh, Kerns (Obwalden) Zentralseh.** Wauderv. Ausil am Vierwaldstättersee. Bergtoren von gering. Höhe an bis zum ewigen Schnee und Eis! Die berühmten **Bergbahnen** (Pilatus, Rigi, Stanserhorn u. z. m.) in nächster Nähe. Mit der **Brünigbahn** ins **Berner Oberland** in kürz. Zeit. Man verlange kostenfr. Auskünfte, Prospekte usw.

Meiningen

benennung „Frühjahrskuren“.

Sanatorium für Nervenranke und Entziehungskuren. Modern nach physik.-diätetisch. Prinzip geleitet mit Familienanschluss u. unter dauernder psychischer Beeinflussung. Beschränkte

Ostseebad Georgenswalde

Saml. Steilküste, Post, Tel. Rauschen, ruhiger vornehm. Erholungsort, Wald, solide Preise. Näh. Badeverwaltung

Die grösste Erleichterung in heisser Zeit bietet

Schiessers Abhärtungswäsche aus Ramie



Schiessers Abhärtungswäsche.

weil sie luftdurchlässig ist, Transpiration mindert, nicht klebend anliegt und bei Zugluft und schnellem Temperaturwechsel Erkältungen verhütet.

Auskunft über Niederlagen und Muster sowie Gutachten etc. gratis und franko durch den Fabrikanten

Jaques Schiesser, Radolfzell W. (Baden)



Busch

**Prisma-
Binocles.**

Weltmarke.

Mod. 17
DOPPELT LICHT
ULTRALUX
8X VERGR.

Zu beziehen durch alle optischen Handlungen, Kataloge gratis und franko.
Rathenower Opt. Industrie-Anstalt, vorm. Emil Busch, A.-G., Rathenow.

Fay's ächte Sodener
Mineral-Pastillen

Überall
zu haben.

Preis 85 Pfg.
pro Schachtel



Beide Schenke
Königsplatz

Gegen Husten & Heiserkeit.

Bestellungen
auf die

Einbanddecke

zum 63. Bande der „Zukunft“

(Nr. 27—39. III. Quartal des XVI. Jahrgangs).

elegant und dauerhaft in Halbfranz, mit vergoldeter Prägnung etc. zum
Preise von Mark 1.50 werden von jeder Buchhandlung od. direkt
vom Verlag der Zukunft, Berlin SW. 48, Wilhelmstr. 3a
entgegengenommen.

MORPHIUM Entwöhnung absolut zwanglos und ohne Entbehrungserscheinung. (Ohne Spitze.)
Dr. F. Müller's Schloss Rheimblick, Bad Godesberg a. Rh.
 Moderates Specialsanatorium.
 Aller Comfort. Familienleben.
 Prosp. frei. Zwanglos. Entwöhn. v. **ALKOHOL**

Bad Pistyan

(Pöstyén, Ungarn)

Hervorragendstes Bad der Welt
für Gicht und Rheumatismus

Auskunftsstelle: Hungaria-Germania Verkehrsgesellschaft m. b. H.

Fahrkarten-Ausgabestelle der Königl. Ungarischen Staatsbahnen.

Berlin, Friedrichstrasse 73

Tadellosen Teint

zu erwerben ist leicht mit Hilfe des seit Jahrzehnten bewährten, glänzend begutachtet.

Deutschen Teintwaschpulvers und Preis kl. Pckg. je 1 Mk.
Flüssig-Teintpräparates gr. Pckg. je 4 Mk.

Chem. Laborat. **Dr. M. Hohenadel, Dresden-A. Georg Kühne Nachfl.**

Passage-Kaufhaus

Friedrich-Strasse 110-III-112

BERLIN

Oranienburger Str. 54-55-56-56a

Eröffnung Herbst 1908.

Vereinigung erstklassiger Spezial-Geschäfte.

Man verlange unsere Broschüre „Eine Etappe“, welche das System unseres Kaufhauses erläutert.

Passage-Kaufhaus Interims-Bureau: **Friedrich-Str. 125⁴**

Telephon: Amt III No. 3900.

Vornehme Menschen, Lebensfrohe und Blasierte schreiben an P. P. L.: 1 Freudig erstaunt und beglückt von dem ermutigenden, fesselnden, gedankenreichen Charakterbild, das mir gute Dienste leistet. 2. Ihre eigenartige Wissenschaft steht freilich hoch über der landesüblichen Graphologie. Die von Ihnen gezeichneten Charakter-Portraits verhalten sich zu den Erzeugnissen jener, wie die Meisterwerke eines bildenden Künstlers zu den Nachwerken eines Stümpers. 3. Ihre Kunst ist durchaus Original. Sie leuchten gleichsam wie mit einem Scheinwerfer in die dunkelsten Tiefen des Seelenlebens. 4. Vor etwa 7 Jahren hatten Sie die Güte, eine Reihe von psychographischen Arbeiten für mich anzufertigen. . . Sie sind mir allzeit tröstende, mahnende, stärkende, belehrende Freunde gewesen. . . P. P. L. liefert seit 1890 grosszügige Seelen-Analysen, „Deutungen“ im profanen Sinne schliesst seine durchaus vornehme psychologische Praxis aus. Denkende Menschen, die Nützliches hier verstehen und gerne fördern, empfangen gegen 20 Pf. Porto im Doppelbrief: „Broschüre und Honorarbedingungen für Charakterbeurteilungen nach einzuwendenden Schriftstücken von eigener oder von Freundeshand etc. Adresse P. Paul Liebe, Schriftsteller, Augsburg 1.

Von Hamburg nach den Nordseebädern

verkehren vom 1. Mai
bis Ende September die
Post-Schnelldampfer
„Kaiser“, „Cobra“,
„Prinzessin Heinrich“
„Silvana“

**Cuxhaven
Helgoland**

**Sylt
Amrum, Föhr
Lakolk a. Röm**

NEU!
Tagesschnellzug-



Ablahrt Hamburg.
St. Pauli Landungs-
brücken werktätlich
8:00 vormittags
Sonntags 7:30 vormittags

**Norderney
Borkum**

**Juist und
Langeoog**

NEU!
Verbindung . . .

Berlin Lehrter Bahnhof ab 6:20 vorm. Magdeburg Hauptbhf. ab 6:07 vorm. Hannover ab
5:40 vorm. nach Cuxhaven-Nordseebäder. Direkte 45tägige Rückfahrkarten auf allen
größeren Eisenbahnstationen. Fahrpläne sowie alles nähere durch den
Seebäderdienst der Hamburg-Amerika-Linie, Hamburg 9, Johannisbollwerk 16
deren Agenten und die grössten Reisebüros.

Magnetische Heilpraxis.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.
R. Richter,
Dresden A. 18, Büschplatz 18.

Diabetes-Bauer

Koetzschenbroda-Dresden.
Sommer- und Winter-Kuren.

Elektrische Kuren

eine Reform-Naturheilkunde
Sommer- u. Winterkuren
Prospekte gratis und franko
J. G. Brockmann
Dresden A 3, Meuzplatz 1.

Photograph. Apparate

neueste Modelle mit erstklassiger
Optik renommierter optischer
Firmen zu Original-Preisen.
Epochmachende Neuheit:
Auto-Klappkamera, beim Öffnen
-Abblätzig, sofort gebrauchsfertig
-Abblätzig.

Bequemste Teilzahlung
ohne jede Preisermäßigung.
Binocles und Ferngläser.
Illustrierte Kataloge kostenlos.

Schoenfeldt & Co.
(Inhaber Hermann Roscher)
Berlin SW., Schöneberger Str. 9.

Original Englische Arbeit



Keine Fabrik in Deutschland

Im herrlichen Zackental!

Wohnung, Verpflegung, Bad u. Arzt
pr. Tag von M. 10. — ab.

„Sanatorium Zackental“ (Camphausen)

Bahnlinie: Warmbrunn-Schreiberhau. 14. 17.
Petersdorf im Riesengebirge
(Bahnhofs)

für chronische innere Erkrankungen, neu-
rathenische u. Rekonvaleszenten-Zustände
Diätetische, Brunnen- u. Entziehungskuren.
Für Erholungssuchende. Wintersport.
Nach allen Eigenschaften der
Nezeit eingerichtet. Windgeschützte,
südl. freie, nadelholzreiche Lage. Seehöhe
450 m. Ganzes Jahr besucht. Näheres
Dr. med. **Bartsch**, dritg. Arzt da-
selbst oder Administration in
Berlin S. W., Nöckerstr. 115.

Flenkell Trocken



Die Interate verantwortlich: Rob. König, Kauf von G. Brauerei in Berlin.